35. Jahrgang 8. Mai 1919 Heft 32

Reclams Universum

Illustrierte Wochenschrift

Heftpreis 55 Pfennig. Ⓐ Vierteljährl. 6.50 Mk. und 20 Pf. Bestellgeld.

Briefkasten

Im Briefkasten werden nur Anfragen beantwortet, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung, und briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden.

P. in Kiel. Der in Heft 25/26 abgebildete Minenräumer ist, wie wir nachträglich erfahren haben, eine Erfindung des Kieler Ingenieurs Otto Kröger. Eine große Anzahl deutscher Kriegs- und Hilfsschiffe waren mit diesem Apparat ausgerüstet, der besonders bei der immer enger werdenden Einschnürung der deutschen U-Bootstützpunkte durch feindliche Minen den U-Bootgeleitschiffen das Durchbrechen der Sperren und das Hinausbringen der U-Boote ermöglichte. Der Wert dieses Geräts, das als Scherbrett-Minenräumer in der Marine bekannt ist, liegt in seiner Anordnung der Suchleine. An Stelle der bisher verwandten Querleine werden hier zwei Suchleinen, die Schneidezangen tragen, durch Wasserscherbretter auseinandergesprengt und bilden so einen in das Minenfeld eindringenden Keil, der von nur einem Fahrzeug geschleppt wird, während früher zwei Suchboote zu dieser Räumungsarbeit notwendig waren. Bedauerlicherweise wurde der Minenräumer während des Krieges nach den Ententeländern verschleppt und von den Feinden zu ihrer eigenen Verteidigung benutzt.

Hans Georg in F. Es sind eine ganze Anzahl Bändchen, aus denen Sie das Schachspiel, sowie verschiedene Kartenspiele erlernen können, in Reclams Universal-Bibliothek erschienen. Wir nennen Ihnen: **Dufresne**: Lehrbuch des Schachspiels (Nr. 1411 bis 1415); Schachaufgaben (Nr. 1509 bis 1510, 1734/35, 2346/47); Schachmeisterpartien (Nr. 2726/27); ferner **Gottschall**: Schachaufgaben (Nr. 3893/94, 5081/82) und **Mieses**: Schachmeisterpartien (Nr. 4164/65, 4744/45, 5728/29). Schließlich: **Stabenow**: Kartenspiele, 3 Bändchen (Nr. 4216, 4447, 5215).

A. K. Ihre Anfrage ist für eine Beantwortung im „Gesundheitsrat“ nicht geeignet. Bei einer so ernsten Sache, wie es ein Herzleiden stets ist, kann niemand ohne Untersuchung eine Verantwortung für einen Rat übernehmen.

DAS GROSSE LOS
der Sächs. Landes-Lotterie

im günstigsten Falle

800000

Hauptgewinne:

500000
300000
200000

150000, 100000, 60000, 50000, 4000, 30000 Mk. usw.
110000 Lose und 55000 Gewinne
im Betrage von über 20 Millionen Mark.
Jedes zweite Los gewinnt.
Ziehung 1. Klasse am 18. und 19. Juni 1919.

Klassen-Lose, für jede Klasse:				Voll-Lose, für alle Klassen gültig:			
Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
M. 5.10	10.20	25.50	51.—	M. 25.50	51.—	127.50	255.—

empfehlen und versenden
Friedrich Fricke & Co., Leipzig 2, Zeitzer Str. 8/11.
Staats-Lotterie-Einnahme. Gegründet 1878.

(In Oesterreich und Ungarn verboten)

Sicherung der Familie und Unabhängigkeit vom Wechsel der Verhältnisse

verbürgt eine

Lebensversicherung

Neue Tarife. Einschluß der Kriegsgefahr.
Entgegenkommende Bedingungen.
Seit 28 Jahren 30 % Dividende.

Eine wesentl. Einkommenserhöhung

wird erzielt durch Abschluß einer

Rentenversicherung

	Eintrittsalter	55	60	65	70	75 Jahre
Jährliche Rente:	Frauen	7.01	8.20	9.89	12.32	16.01 %
	Männer	8.—	9.40	11.45	14.46	18.66 %

Dazu Dividende, zur Zeit 5 % der Rente.
Auskunft kostenlos. — Vertreter an allen größeren Plätzen.
Allgemeine Rentenanstalt zu Stuttgart
Lebens- und Rentenversicherungsverein a. G.



Studenten-Utensilien-Fabrik.
Älteste und größte Fabrik dieser Branche.
Emil Lüdke,
vorm. Carl Hahn & Sohn.
Jena i. Th. 25.
— Goldene Medaille. —
Man verlange gr. Katalog

Sie rauchen zu viel!
Rauchertrost-Tabletten ermöglichen, das Rauchen ganz oder teilweise einzustellen. Unschädlich! * 1 Schachtel M.2.—, 6 Schachteln M.10.— frei Nachn.
Ernst & Witt, Hamburg 23 E D.



NG-MENISKEN

Die vollkommenen Brillengläser

Schutzmarke
NG

nur bei Verwendung richtig durchgebogener Brillengläser wird dem fehlerhaften Auge ein unverzerrtes Bild nach allen Seiten vermittelt, ohne daß der Brillenträger beim Blicken nach den Seiten zu ständigen Kopfbewegungen genötigt wird

bei Verwendung der alten gleichartigen Brillengläser wird in der Mitte des Blickfeldes ein scharfes Bild vermittelt, während nach dem Rande ... der Schärfe des ... starke Verzerrungen auftreten.

Blick durch NG-Menisken! Blick durch altes Glas!

Bezug durch optische Geschäfte. Belehrende Druckschriften kostenlos

NITSCHE & GÜNTHER · RATHENOW

Grösste Spezialfabrik für Brillen und Brillengläser

Blumenduft!

In seiner Selbstsucht greift der Mensch mit rauher Hand nach den zarten Kindern Floras, denn ihr Duft ist es, der ihn reizt. Namentlich unsere Frauen werden nicht satt, sich an der Blumen Duft zu berauschen. Aus dieser Leidenschaft hat die Industrie Nutzen gezogen und es müssen Tausende und aber Tausende von Blumen jahraus jahrein ihr Leben lassen, um ihren Wohlgeruch ins Boudoir der Damen abzugeben.

Wohlgerüche sind seit den ältesten Zeiten im Orient heimisch gewesen und spielten nicht nur beim Götterkultus, sondern auch bei der Toilette der Frauen eine große Rolle. So schilt Plinius über die Römerinnen, die so stark dufteten, daß die Anwesenheit einer Frau sich aus den dem Haare und den Kleidern entströmenden Parfümwolken der Nase viel deutlicher und stärker bemerkbar machten als den Augen. Das war namentlich zur Kaiserzeit der Fall, und eines der Zeichen der Dekadenz, das keinerlei Nachahmung verdient, vielmehr ist gerade bei der Verwendung von Wohlgerüchen Diskretion Haupt- und Ehrensache. Je diskreter das Parfüm, desto wohltuender und anziehender wirkt es auf die Umgebung.

Für herzustellende Wohlgerüche ist der Weingeist, Weinsprit oder Alkohol eines der wichtigsten Hilfsmittel und der Grundstoff der meisten flüssigen Erzeugnisse. Ihm verdanken alle Taschentuchdüfte, Toilette, Haar- und Mundwasser und viele andere Parfümerieerzeugnisse erst die Möglichkeit ihres Seins.

Bei dem außerordentlichen Mangel an Alkohol und dem bereits bestehenden Spiritusmonopol ist es geradezu unmöglich, Wohlgerüche auf spirituöser Unterlage herzustellen. — In Alhambra-Trockenparfüm gelang es, einen den flüssigen Erzeugnissen gleichwertigen Trockenduft herzustellen, der lediglich der Haut aufgetragen wird. Der Trockenduft ist kein Puder, es wird also dazu nicht etwa Reismehl oder Stärke verwendet, die auf der Haut haften!

In bekannter Weise benutzt man Watte oder dergleichen und breitet damit den Trockenduft über Hals und Busen aus; der Duft vermischt sich sofort mit den Körperdünsten. Auf Wäsche bringt man ebenso unser Mittel durch Bestäubung oder Einreibung, wodurch keinerlei Schädigung hervorgerufen wird. Die Anwendung des Trockenduftes ist also einfach bequem und wenig kostspielig, da der Geruch ungemein lange haftet und gut wirkt.

Außerdem hat das neue Duftmittel eine hohe hygienische Bedeutung. Die Riechstoffe in den ätherischen Ölen, Balsamen und Harzen sind nämlich mehr oder weniger Schutzmittel für die sie erzeugenden Pflanzen gegen Schmarotzer oder andere Schädlinge. Als Schutz- oder Abwehrmittel hygienischer Art zu dienen, mußte ihre chemische Zusammensetzung mehr oder weniger geändert werden; sie werden zu diesem Zweck in Ester überführt.

Daß die ätherischen Öle besonders heilkräftig sind, ist zwar seit alters bekannt, daß sie für Bakterien giftig sind, ist neuerdings erwiesen, zumal wenn man ihre Bestandteile isoliert.

Die verschiedensten Wohlgerüche können auf diese Weise in jeder Qualität, wie Coeur de Rose, Heliotrop, Fleur de Vigne, Idealine usw. erhalten werden.

Alhambra-Trockenparfüm ist zu haben nur durch Alhambra-Werke, Inhaber Paul Strieter, Chemnitz, Reichenhainerstraße 6. — Probekarton à Mk. 2.—, Probeluxuskarton à Mk. 10.—, Probebriefchen à 20 Pf., gegen vorherige Einsendung von 30 Pf.

Reclams Universum

35. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis zu Heft 32:

8. Mai 1919

Illustrierte Weltrundschau:

Aufsätze und Rundschauen: Seite
Der Dichter des neuen Deutschlands. Von A. M. Nauheimer . . . 123
Zwischen Krieg und Frieden . . . 127
Der Zug des Todes . . . 130

Abbildungen:
Waldemar Bonsels. (Kunstblatt.)
Der Kieler Hafen aus der Vogelschau . . . 123
Dr. Ulrich Graf Brockdorff-Rantzau . . . 124
Professor Dr. Walter Schücking . . . 124
Die letzte Fahrt der den Wiener Unruhen zum Opfer gefallenen fünf Schutzleute . . . 124
Ankunft deutscher Verwundeter aus amerikanischen Lazaretten auf dem Bahnhof Limburg a. d. L. . . 125
Die erste deutsche Luftdroschke Berlin-Kopenhagen 125
Maifeier auf dem Augustusplatz in Leipzig . . . 126
Unter russischer Bolschewisten-Herrschaft: Zerstörte Grabkapelle der Herzogin von Kurland in Mitau 127
Erschossene Bürger und Bürgerinnen in Mitau . 127
Frida Soyaux-Schanz . . . 128
Seite
Untergang eines Elbkahns in Meißen . . . 128
Drei Bilder von der Leipziger Frühjahrsmesse 1919 129

☆ ☆ ☆

Im Kranze der Zeiten. Nach einem Gemälde von Johanna Engel. (Kunstblatt.)
Die vom Rosenhof. Roman von Luise Westkirch. (Fortsetzung) . . . 503
Bei der Arbeit. (Abbildung) . . . 503
Bergsee. Nach einem Temperabild von Rudolf Glotz 505
Schöne Welt. Gedicht von Wilhelm Lobsien . . . 506
Eine Revolutions-Ausstellung. Von Museumsdirektor Professor Dr. Schramm, Leipzig. (Mit neun Abbildungen) . . . 507
Werbeplakat von R. W. Heinisch. — Revolutionsplakat von Max Pechstein . . . 507
Werbeplakate von Ferdy Horrmeyer und Uzarski. — Revolutionsplakat von V. Arnaud . . . 508
Revolutionsplakate von A. Engelhard, Schnackenberg und Cesar Klein. — Werbeplakat von Lucian Bernhard . . . 509

Wenden!

Seite

Der Erbfeind der deutschen Einheit. Von Hermann Müller-Bohn 510

Im schönsten Wiesengrunde. Nach dem Gemälde von W. ter Hell. (Kunstblatt.)

Meinem gefallenen Burschen. Gedicht von Leutnant Otto Riebicke 512

Von einer andern Erde. Von Bruno H. Bürgel. (Mit sechs Abbildungen) 513

Die Marslandschaft „Syrtis major" und Umgebung. — Der Planet Mars 513

Die Bahnen der Erde und des Mars um die Sonne. — Karte des Planeten Mars 514

Schema eines Marskanals. — Photographien des Planeten Mars 515

Das vereinsamte Exil. Von Carl Marilaun . . . 516

Jagdschloß Eckartsau an der Donau. (Abbildung) 517

Dux. Eine Hundegeschichte von Bernhard Flemes. 518

Auf der Fährte. (Abbildung) 518

Von Bienenzucht und Honig. Von Zahnarzt Fritz Jäger. (Mit zwei Abbildungen) 519

Drohnenstand. — Bruttafel 519

☆☆☆

Briefkasten. Rätsel und Spiele. Schach. Praktische Ratschläge. Neuigkeiten für den Büchertisch. Für Küche und Haus.



Phot. Hostrup, München.

Waldemar Bonsels.





Der Dichter des neuen Deutschlands. Von A. M. Nauheimer.

Vier Jahre der Not und des Leidens, wie sie die Menschheit nie erlitt, haben unser Volk durch alle Höhen und Tiefen irdischer Gefühle gerissen, durch Rausch und Bitterkeit, durch Begeisterung und Verzweiflung, bis zum stumpfen Schmerzgefühl, das nur noch nach dem Ende der Qual verlangt, nach dem Ende, wie es auch sei. So sind unsere Seelen müde geworden, sie verlangen nach Heimkehr und Frieden.

Die stürzende Zeit endet mit dem Zusammenbruch all unserer einstigen Ideale, mit der Vernichtung alles dessen, woran wir geglaubt, und über allem Kampf, auch um den unseres innersten Seins, schlägt die Sehnsucht nach Ruhe und die Hoffnung auf glücklichere Lose ihre dunklen Augen auf, „die Sehnsucht, die wie die Liebe kein Obdach hat", die aber unser Herz mit dem Heimweh nach der Freude erfüllt.

Wir suchen die Führer unserer Seele nicht mehr im Brausen des Sturmwinds, der über die Erde tobt, nicht in der flammenden Lohe des Vernichtungskriegs, nicht im Haß und Streit der Völker der Erde und der Parteien der Nationen, in Macht und Reichtum der Eroberung, wir suchen sie im Geist der Liebe, die reich und warm das Mitleiden kennt mit der ganzen Menschheit, mit allem, das lebt und leidet. Wir besinnen uns auf die tiefsten Werte deutschen Wesens.

So begegnen wir am Tor der gewaltigen Unruhe unserer Zeit einem jungen Holsteiner Dichter, Waldemar Bonsels, der unverführbar den ruhigen Blick auf das eine gerichtet hält, das wir alle suchen und das kein zeitlicher Sturm berührt, das das Herz festigt und zuletzt auch den Tod überwindet.

Die erschütternden Geschehnisse der Zeit haben Waldemar Bonsels nie in ihr Bereich gezogen, ungetrübt erhebt sich der Genius dieses Dichters in die reine Sphäre des Unvergänglichen. Abgewandt von dem Wesen der Menschen der Vergangenheit, das durch die Lüge entstellt, verdorben und verödet war, fern von einer Zivilisation, die nie die Veredlung unseres Innersten betraf, die nur die Lüge und Heuchelei, die Üppigkeit, Scheinheiligkeit, Grausamkeit, Genußsucht, Herzenshärte und die ganze innere Unnatur mit dem Mantel äußerlich feiner Form umgab, erblüht in seinen Werken aus tiefster Überzeugung die Erkenntnis, daß nur die Rückkehr zur lichten Reinheit der



Der Kieler Hafen aus der Vogelschau. Phot. A. Renard.



Dr. Ulrich Graf Brockdorff-Rantzau, der Führer der deutschen Friedensabordnung. In seinen Händen liegt seit Dezember 1918 die auswärtige Politik Deutschlands, in der er den guten Willen des deutschen Volkes zur Wiedergutmachung der Schäden betont, einen Gewaltfrieden jedoch energisch ablehnt. Graf Brockdorff vollendet am 29. Mai sein 50. Lebensjahr.

Natur befreit, zu der Natur, die das Symbol unseres eigenen Daseins ist.

Seine Werke sind in ihren wesentlichen Ausgaben ins Englische, Holländische, Ungarische, Dänische, Schwedische, Finnische, Russische und Polnische übersetzt.

Im Jahre 1912 erschien Waldemar Bonsels Buch von der „Biene Maja", ein Buch von der Liebe der Unschuld zur Natur, sonnig-heiter wie Mozartsche Musik und wie sie voll tiefer Unvergänglichkeit. Die kleine Biene Maja verläßt ihre Heimat, um in jubelnder Freude ihr Dasein zu genießen, in aufopfernder Liebe und Hingabe, um die Ihren vom Feind zu erretten, findet sie die Rückkehr zur Gemeinschaft und ihr Glück. Wie wir heute den Tod sehen, sah ihn Waldemar Bonsels immer.

„Als die kleine Biene den Feind sterben sieht," erzählt der Dichter, „war ihr, als begriffe sie zum erstenmal, was es hieß, sterben zu müssen. Ihr schien, als sei ihr der Tod viel näher, nun, wo ein anderer ihn erleiden mußte, als damals, wo sie selbst ihn erwartet hatte. — Sie wußte nun für alle Zeit, daß auch ihre Feinde Wesen waren, wie sie selbst. Daß sie ihr armes Leben liebten, wie sie selbst, und den schweren Tod sterben mußten, ohne Hilfe." — Und weiter erzählt er im „Himmelsvolk": „Es ist furchtbar, die Mächtigen im Tode schreien zu hören. Und doch hatten diese Töne nichts jämmer-



Professor Dr. Walter Schücking, der Verfasser des deutschen Völkerbundentwurfs, in dem im Gegensatz zum Wilsonschen Entwurf der Grundsatz der Gleichberechtigung aufgestellt wird. Professor Schücking, der seit 1903 Ordinarius für öffentliches Recht an der Marburger Universität ist, besitzt einen Ruf als Völkerrechtslehrer; er ist Mitglied der deutschen Friedensabordnung.



Die letzte Fahrt der den Wiener Unruhen zum Opfer gefallenen fünf Schutzleute. Während des Angriffs der von den Spartacisten aufgehetzten Arbeitslosen und Invaliden auf das Wiener Parlament richtete sich die Wut der Demonstranten besonders gegen die Schutzmannschaft, auf die sie ohne Grund schossen. Fünf Schutzleute fielen der aufgereizten Menge zum Opfer; ihre Beisetzung erfolgte unter großer Feierlichkeit.



Ankunft von deutschen Verwundeten aus amerikanischen Lazaretten auf dem Bahnhof Limburg a. d. Lahn. Phot. B. Bender, Limburg.

liches, es lag kein Hilferuf darin, kein Flehen um Erbarmen, sondern viel eher war es das metallische Verklingen der gebrochenen Kraft; unbeschreiblich einsam durchdrang es die Mondnacht."

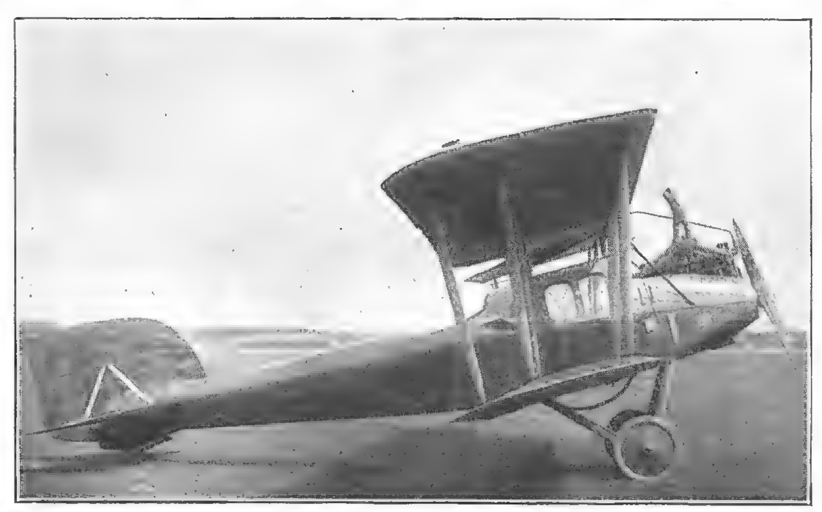
„Wie gewaltig ist das Leben, — wie gewaltig ist der unvermeidliche Tod."

Und über Not und Tod kommen ihm die Worte: „Wer an Gerechtigkeit zu glauben vermag, wird nicht durch Mißgeschick in dauernde Finsternis gestoßen." „Wäre mehr Liebe in der Welt, so würden sich alle verstehen."

Waldemar Bonsels liebt sein Volk mit inbrünstiger Liebe; aus seiner Demütigung erhofft er die Rückkehr zu seinem eigensten Wesen, die Auferstehung seiner Eigenart. Gerade was wir heute am meisten brauchen, die unerschütterliche Gläubigkeit, die unseren Herzen Trost und Mut verleiht, gerade sie ist die herrliche Kraft Waldemar Bonsels. In romantischem Bekenntnis in seinem „Himmelsvolk", in philosophischer Tiefe in seiner „Indienfahrt", in strahlender Helligkeit edelsten Menschentums in seinen ‚Menschenwegen'.

„Man sollte den Glauben achten, wie man die Liebe achtet," sagte er einmal, „ohne Rücksicht auf den Wert ihres Gegenstandes, als Kraft an sich." Er spricht von der „himmlischen Ungeduld", dem irdischen Teil aller Wesen, die das Gute von ganzem Herzen wollen. Und er hofft von der Zeit, daß die Eintracht der Menschen darin bestehen wird, daß jeder die Eigenart des andern versteht. Wie eine Antwort auf alle Fragen, die uns eben am tiefsten erschüttern, sagt er: „Wohl ist der Tod das dunkle Geschick der Irdischen, aber im Licht der Sonne, die alles blühen macht, blüht auch aus dem Herzen der Sterblichen eine helle Blume der Freude. Ihr Name ist die Liebe, der Grund, auf dem sie allein gedeihen kann, ist das Herz in seiner Freiheit." „Nur das Herz kann erlösen." „Glaubt mir," fährt er fort, „daß alles, was wir erleben, uns nicht größer erscheinen kann, als unser Herz groß ist, und alle Dinge, die uns begegnen, sind nur so viel wert, als unsere Liebe zu ihnen uns Glück bedeutet."

In dem Weltmärchen, das Novalis vergebens zu schaffen suchte, und das Waldemar Bonsels im „Anjekind" gelungen ist, schildert er uns das reine Menschentum frei von aller menschlichen Satzung, eine rührend schöne



Die erste deutsche Luftdroschke Berlin—Kopenhagen; diese hat eine heizbare Kabine, in der drei Personen nebst Gepäck Platz haben, und legt die Strecke in drei Stunden zurück.



Maifeier auf dem Augustusplatz in Leipzig. Schon seit Jahrhunderten gilt der 1. Mai als Tag der Auferstehung des Frühlings aus der Winternacht und vielfach wurde er bis in unsere Tage hinein feierlich begangen. Besonders die Studenten huldigten dem schönen Brauch, die Frühlingsauferstehung frisch-fröhlich zu begehen. Seit dem Beschluß des Sozialistenkongresses, der 1889 zu Paris tagte, erhielt der 1. Mai auch eine politische Bedeutung dadurch, daß trotz aller Widerstände die Sozialdemokratie an diesem Tage für ihre Ziele durch Niederlegung der Arbeit eintrat. Im Jahr 1919, in dem die einst von ihr verkündeten Ziele zum größten Teil erreicht sind, hat die Nationalversammlung in Weimar den Beschluß gefaßt, daß als Kundgebung für den Völkerbund und Weltfrieden in dem deutschen Freistaat alle Arbeit ruhen und daß der 1. Mai zum erstenmal als allgemeiner deutscher Volksfeiertag begangen werden solle. So fanden denn in allen großen Städten Maifeiern statt, die alle in Ruhe und zum Teil recht würdig verliefen. In Leipzig veranstalteten die Unabhängigen große Versammlungen und Umzüge, und trotz des Belagerungszustands verlief die Kundgebung ungestört. In den Massenversammlungen traten die Redner für eine Weltverbrüderung ein, allerdings mit Ausschluß der Brüder aus dem bürgerlichen Lager. Wie wenig ihre ausländischen politischen Gesinnungsfreunde sich von diesen Verbrüderungsideen beeinflussen lassen, zeigt die Handlungsweise eines erheblichen Teils der französischen Arbeiter, die am 1. Mai nur drei Minuten zu einer bestimmten Zeit die Betriebe ruhen ließen.

Menschlichkeit mit unendlich zarter Reinheit des Herzens und der Seele, mit einer Keuschheit der Empfindung, die nur von der Keuschheit der dichterischen Form erreicht wird.

„Der Tod ist eine Pflicht des Menschen," sagt er im „Anjekind", „wer ihn fürchtet, versteht das Leben nicht." „Außer den Darbietungen der Seele" gibt es für ihn „keine Gaben, deren Wert er achtet".

Die Einsamkeit der Natur und der Seele erschließt alle großen Gedanken. „Was mich in die Einsamkeit treibt," sagt der Vagabund in den „Menschenwegen", „ist meine Erwartung, daß es nichts Hoheitsvolleres, nichts Gewaltigeres, nichts Herrlicheres in der Welt gibt als den Menschen. Ich will in meinem Glauben an die Hoheit des Menschen nicht gestört sein, das ist alles. Welches Geschick mir die Menschen bereiten, ist mir so gleichgültig wie mein Kleid. Je mehr ich von ihrem Wert erkenne, um so reicher wird mein Leben gewesen sein." Liegt in diesen Worten nicht das Bekenntnis des reinsten und herrlichsten Idealismus der kommenden Zeit, die eine Menschheit erhofft, die groß und stark genug durch ihre Menschenliebe die Kraft in sich fühlt, ungeachtet des Hasses, den uns unsere Feinde entgegenbringen, eine Verbrüderung anzustreben, die alle Nationen vereinigt?

Kraft eines unglaublich feinen und starken Einfühlungsvermögens erfaßt Waldemar Bonsels in seiner „Indienfahrt" die indische Seele und den Zusammenhang der arischen Rassen, höher und reiner in seinen „Menschenwegen" die Menschheit. Er selbst ist der Vagabund, das Heimweh seiner Seele ist der Wanderer, seine Straße die Erde der Menschen. Der Vagabund sucht in den Menschen, denen er begegnet, nur die Brüder seiner Lebensreise, er folgt ihnen in ihrer Eigenart, in ihrer Anlage, in ihrer Richtung, in ihrem Kampf, und sein Urteil ist mild und gütig; keine Sünde kann ihn beirren, er sieht nicht die Tat, er forscht nach den tiefsten Gründen, denen sie entspringt, und bekennt sich vorurteilslos zur Natur, zur Reinheit des Herzens. Er erkennt die Seele der Lebendigen und sieht in ihr einen Teil des Alls, dem auch er angehört, in das auch er sich auflösen wird in göttlicher Güte, und seine große und starke Liebe verurteilt nie. In den Menschen, denen er begegnet, sieht er nur das reine Menschentum und ehrt es bis in die Tiefen des Lasters. Die Liebe Gottes schlägt in der Seele des Vagabunden ihre großen, gütigen Augen auf und schaut uns an, sie klagt uns an für das schwere Leid der Menschheit und tröstet uns mit der Hoffnung auf eine reinere Zukunft; sie fordert von uns den Mut zur Erkenntnis unserer Schuld, zur Wahrheit, zur Weisheit, zum Recht.

„Die Mutlosigkeit der Menschen zu ihrem eigensten Wert und Wesen hat ihren Ursprung nicht im Mangel an Verstand oder Gedankenfülle," heißt es in den „Menschenwegen", „sondern in ihrem Mangel an Liebe. Nur das Bewußtsein der eigenen Lebenskraft gibt den Menschen wahrhaft Mut, ein freies Gewissen, den Glauben an ihr Recht und die Kraft zur Erkenntnis ihrer Schuld. In diesen Dingen liegt das menschliche Glück beschlossen und jene Heimkehr, die die Weisen der Welt das Opfer oder die Vollendung, die Kirche die Auferstehung nennt."

Wie eine Weissagung klingen Waldemar Bonsels' 1912 erschienene „Märztage" aus: „Das Blut dieser Gefallenen düngte den Lebensacker zu einer neuen Ernte. Über diesen Gräbern wird ein Frühling emporblühen, wie ihn die Völker aller Länder ersehnt haben, auch mein Volk. Es werden nicht

mehr Krieg, Aufruhr, Mord und Brand die Städte verwüsten, sondern die Söhne und Enkel dieser Toten werden Seite an Seite gehen, Hand in Hand. Von ihren Fahnen werden die Zeichen des Niedergangs und Umsturzes verbannt sein, und sie werden für Wohlstand, Ordnung und Bildung kämpfen, ohne blutige Waffen. Wo heute Tausende sich in heimlichem Grimm verzehren, wo ihre Empörung und Verzweiflung zum Himmel schreit, da werden bald Millionen zu einer festen Gemeinschaft geeint sein. Und mit dem Sieg des Volkes wird die Freude ihren Einzug in die Hütten halten — oh, die Freude! Sonnenglanz du allen Aufstiegs, aller Vollendung. Das Glück macht gut und stark, die Freude adelt." — „Wir sind alle aus der Freude geboren und kehren zu ihr zurück."

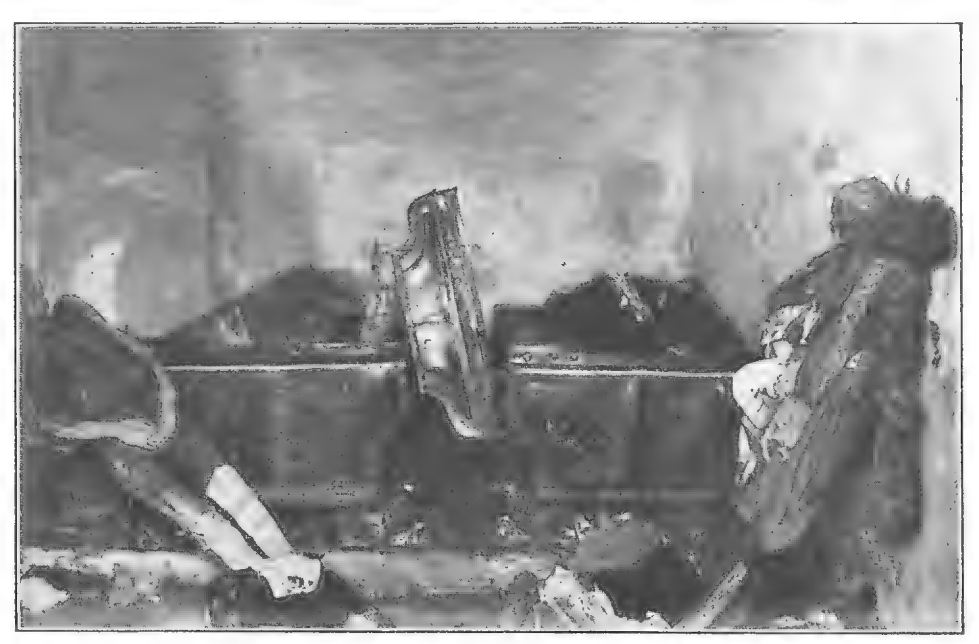
So öffnet uns der Dichter die Pforte in eine neue Welt, die reicher sein wird an Licht und Freude, als die war, die wir kannten, und das neue Deutschland wird seine Auferstehung mit dem Namen dieses Dichters verbinden und Zuversicht und Mut und eine tiefe, reine Liebe schöpfen aus den Werken von Waldemar Bonsels.

Die Bolschewistenherrschaft in Mitau. Die bolschewistische Herrschaft in Rußland gründet sich auf Terror, auf direkte und indirekte Plünderung sowie auf Mord, und wenig erinnert mehr an die einst von ihnen aufgestellten Ziele der Menschheitserlösung. Nachdem sie ihr eigenes Land in ein Chaos verwandelt haben, aus dem auch unter härtestem Drucke nichts mehr herauszuholen ist, drängen sie über die Grenzen. Auf dem Wege nach Deutschland fielen sie in Kurland ein und setzten sich in diesem reichen Landstrich fest. Wie sie dort hausten, zeigt unser Bild und erzählen die Schilderungen von Augenzeugen; Bürger und Bürgerinnen wurden, nachdem sie ihrer Habe beraubt worden waren, erschossen und in Massengräbern verscharrt. Glauben ihre deutschen Gesinnungsgenossen im Ernst, daß unter den Händen solcher entmenschten Horden Deutschland auferstehen kann? Oder macht nur das von russischen Agenten reichlich gespendete Geld sie diesen Dingen gegenüber blind? Rußlands Diktator Lenin selbst glaubt nicht mehr an die Kraft seiner Lehre, er hat in seiner neuesten, leider zu wenig in Deutschland bekannten Schrift den Bankrott seiner Theorie erklärt und festgestellt, daß nur durch Arbeit Ordnung erstehen und ein Aufbau ermöglicht werden kann.

Zwischen Krieg und Frieden.

Chronik vom 26. April bis 3. Mai.

26. April. Die Wiener Nationalversammlung wählte den Sozialdemokraten Abram, den Christlichsozialen Raneck, den Großdeutschen Waber, Professor Hugelmann und den Deutschböhmen Hillebrand zu Vertretern für den deutschen Verfassungsausschuß, an dessen Verhandlungen sie mit beratender Stimme teilnehmen sollen. — Wegen Kohlenmangels mußten in Hamburg, Altona und Cuxhaven 35 Fischdampfer auflegen. — Im Gefangenenlager Parchim meuterten am 24. die russischen Kriegsgefangenen; bei Unterdrückung der Meuterei wurden sechs Russen erschossen und 17 verwundet, darunter 9 schwer. — Der französische Senat genehmigte das von der



Auf den Spuren der russischen Bolschewistenherrschaft. Ein Teil der von den russischen Bolschewisten ausgeplünderten und zerstörten Grabkapelle der Herzöge von Kurland in Mitau. Die Mumien wurden aus den Särgen herausgerissen und in den Gängen liegengelassen.

Deputiertenkammer angenommene Gesetz über den Achtstundentag. — Die montenegrinische Nationalversammlung verkündete die Vereinigung Montenegros mit dem südslawischen Königreich und erklärte den König Nikita für abgesetzt, worauf der Vertreter des südslawischen Staates, Pavicic, die ausführende Gewalt übernahm.



Frieda Soyaux-Schanz, beliebte Lyrikerin und Novellistin, und Mitglied der Daheim-Redaktion, begeht am 16. Mai in Berlin ihren 60. Geburtstag; ihre Schöpfungen zeichnen sich durch starkes Gefühl, feinen Natursinn und formelle Gewandtheit aus. Eine ihrer besten Arbeiten ist das in Reclams Universal-Bibliothek erschienene Tagebuch einer jungen Frau „Wolken" (4959/60). Ihr gesamtes Schaffen, dem wir in Heft 33 des 25. Jahrgangs einen Aufsatz widmeten, wird nunmehr zur Freude ihrer großen Anhängerschar in einem Sammelband vereinigt.

27. April. Die Regierung des Deutschen Reiches stellt trotz der bis zum äußersten gespannten Finanzlage sofort den Betrag von 300 Millionen Mark zur Bestreitung von Verbesserungen im Versorgungs- und Fürsorgegebiet allen versorgungsberechtigten Militärpersonen der Unterklassen und deren Hinterbliebenen zur Verfügung. — In England wird die ganze während des Kriegs eingerichtete Beaufsichtigung des Handels mit Ausnahme des Handels mit Flachs, Brennmaterial, Leder, Holz und Kali beseitigt. Die Beschränkung der Ein- und Ausfuhr wird von dieser Verfügung nicht berührt. — In Rotterdam begann die Ausschiffung der mit dem Dampfer „Atreus" aus China angekommenen 720 Deutschen, Chefs und Angestellten der größten deutschen Handelshäuser in Schanghai. In den nächsten Tagen werden die Dampfer „Nore" und „Novara" erwartet, die auch Frauen und Kinder an Bord haben. — Der Papst ernannte auf Grund des Konkordats von 1801 den von der französischen Regierung vorgeschlagenen Bischof von Nancy, Elsässer Ruch, zum Bischof von Straßburg und den bisherigen Metzer Generalvikar Pelt zum Bischof von Metz. — Der provisorische Vorarlberger Landestag genehmigte die Anträge des Landesrates, wonach wegen des Anschlusses Vorarlbergs an die Schweiz eine Volksabstimmung stattfinden soll.

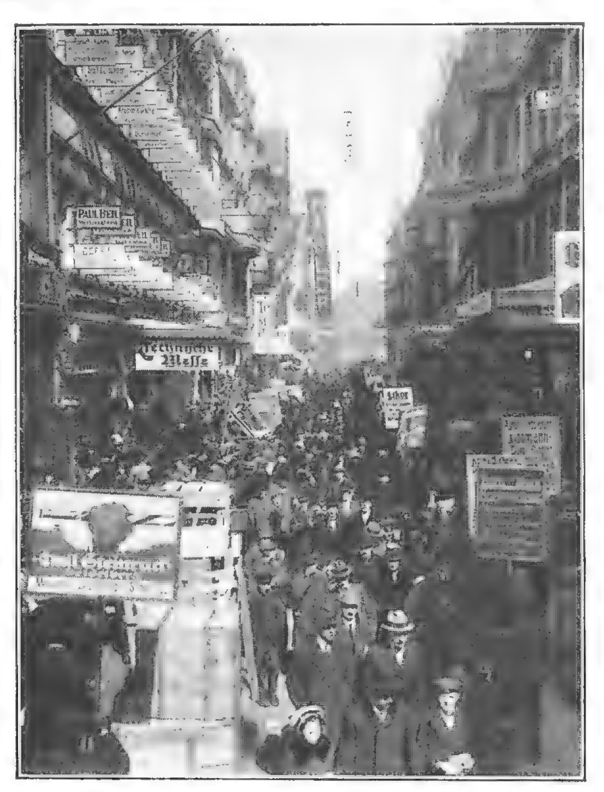


Ein Schiffsunglück auf der Elbe in Meißen. Am 30. April fuhr ein mit Kohlen beladener Elbkahn gegen einen Strompfeiler der Meißener Straßenbrücke. Infolge der schweren Ladung ging die Mitte des Schiffes sofort unter Wasser, während Vorder- und Hinterteil des Kahns auf den Vorlagern der Pfeiler zu liegen kamen und herausragten. Später brach der Kahn in der Mitte durch. Die Besatzung rettete sich, während die wertvolle Ladung verloren ging. Die Schiffahrt ist vorläufig gesperrt. - Phot. M. Zimmermann.

28. April. Prinz Max von Baden wandte sich in längerem Schreiben an den Vorsitzenden des englischen Roten Kreuzes mit der dringenden Bitte, den leidenden deutschen Kriegsgefangenen zu helfen. Nach dem Lyoner „Nouvelliste" sollen die Kriegsgefangenen erst nach der Unterzeichnung des Friedensvertrags an Deutschland ausgeliefert werden, und zwar nach Maßgabe der Bestimmungen in bezug auf die Stellung von Arbeitskräften zum Wiederaufbau der verwüsteten Gebiete in Frankreich. — Die Vollsitzung der Pariser Friedenskonferenz nahm die Verfassung des Völkerbundes an. Außer den ursprünglichen 32 Mitgliedern wurden noch 13 Staaten, darunter die Niederlande, eingeladen, dem Übereinkommen beizutreten. Jedes Mitglied des Völkerbundes kann sich erst nach einer Kündigungsfrist von zwei Jahren aus dem Völkerbund zurückziehen. Genf wurde zum Sitz des Völkerbundes bestimmt. Im engern Rat des Bundes sollen außer den fünf Großmächten noch vertreten sein Belgien, Griechenland, Spanien und Brasilien. — Der Zentralausschuß Berliner kaufmännischer, gewerblicher und industrieller Vereine, dem 94 Unternehmerverbände angeschlossen sind, stimmte der Einrichtung der Betriebs- und Bezirksarbeiterräte zu, unter Erhaltung des arbeitschaffenden Unternehmertums und erklärte sich ferner im Einverständnis mit der Schaffung eines Reichswirtschaftsrates unter der Voraussetzung paritätischer Zusammensetzung aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern.

29. April. Die deutsche Friedensabordnung traf in Versailles ein. — Die alliierten und assoziierten Regierungen beschlossen auf Antrag der englischen Regierung, alle schwarzen Listen von Firmen und Personen zurückzuziehen und alle Verbote in bezug auf Handel und Handelsverbindungen mit Firmen oder Personen solcher Listen außer Kraft treten zu lassen. — Nach Mitteilung der holländischen Regierung und des Überseetrusts ist die Verschiffung von Waren deutscher und österreich-ungarischer Herkunft nach allen Häfen außerhalb Englands und der britischen Kolonien freigegeben. In den britischen Häfen einschließlich der Kolonien ist jedoch die Umladung nach anderen Ländern gestattet. In den niederländischen Kolonien ist besonders an deutschen Maschinen, Feldbahnen und elektrischen Artikeln außerordentlich großer Bedarf. — Der Briefpostverkehr mit Italien wurde aufgenommen. — In Rom wurde eine von Wilson der italienischen Abordnung überreichte Denkschrift veröffentlicht, in der Wilson dafür eintritt, daß die Häfen Triest, Pola und mit ihnen der größere Teil der Halbinsel Istrien an Italien abgetreten werden, während der Einschluß von Fiume oder irgendeines Teiles der Küste südlich Fiumes in die Grenzen des italienischen Königreiches ihm nicht gerechtfertigt erscheint. Er ist dafür, daß die Insel Lissa abgetreten wird und daß Italien den Hafen Valona erhält. — Die in Amsterdam tagende Konferenz, die die sozialistische und Arbeiterbewegung von 26 Nationen vertrat, erklärte ihre Entschlossenheit, den Kampf für einen Frieden aufzunehmen, der nicht im Widerspruch mit den 14 Punkten Wilsons steht, da er die einzige







Die Leipziger Frühjahrsmesse 1919: Bilder vom Verkehr in den Straßen des Meßviertels. Die Leipziger Messe, die trotz schärfster feindlicher Absperrung Deutschlands von dem Ausland während des Krieges eine Aufwärtsentwicklung nahm, bewies in diesem Jahr des schweren wirtschaftlichen Kampfes wiederum ihre starke Anziehungskraft, die sie zum Sammelpunkt der weitblickenden, energisch aufbauenden deutschen Industrie macht. Trotz der Ungunst der wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Verhältnisse wies die diesjährige Frühjahrsmesse mit fast 100000 Besuchern eine weitere Zunahme gegen die Vormessen auf. Die Ausstellerzahl betrug 8150, übertraf somit die Friedensmesse von 1914 um mehr als das Doppelte. Die zahlreichen Meßhäuser, die um das Palais des früheren Königs von Sachsen und um eine große Holzhalle auf dem Markt bereichert wurden, genügten kaum, die Ausstellungsstände aufzunehmen. Es ist ein gutes Zeichen für den Geist des deutschen Handels und des deutschen Gewerbes, daß das künstlerische Element immer stärker hervortritt. Zum erstenmal trat eine Entwurf- und Modellmesse in die Erscheinung, die eine Verbindung zwischen den Industriellen und Künstlern herstellen will.

Grundlage für ein dauerndes Einvernehmen der friedliebenden Demokratien zu bilden geeignet sei.

30. April. Der Staatskommissar für Oberschlesien erließ im Einverständnis mit dem Kommandierenden General des 6. Armeekorps eine Verordnung für das vom Belagerungszustand betroffene Gebiet des Regierungsbezirks Oppeln, die alle männlichen Einwohner vom vollendeten 17. bis 25. Lebensjahr verpflichtet, auf Aufforderung der Kommunalbehörden alle ihnen zur Aufrechterhaltung gemeinnütziger Betriebe zugewiesenen Arbeiten bei Strafe von Gefängnis bis zu einem Jahre oder bis 1500 Mark Geldbuße zu leisten. — Im Landtage Braunschweigs wurden in geheimer Abstimmung der Finanzpräsident Bartels fast einstimmig und die vier sozialdemokratischen Abgeordneten Dr. Jasper, Steinbrecher, Janke (Unabhängiger) und Gerke nur von der sozialistischen Mehrheit zu Ministern gewählt.

1. Mai. Über das rechtsrheinische Bayern verhängte das Ministerium Hoffmann das Standrecht. — Generalmajor Moehl übernahm den Befehl über die bayrischen Regierungstruppen, das Oberkommando des Gesamtunternehmens gegen München erhielt mit Eintreffen der preußischen Truppen der preußische General Oven. Der Aufmarsch der gegen München operierenden Truppen ist durchgeführt; ihre Vorhuten haben Hohenschäftlarn, Starnberg, Bruck, Olching, Alling, Oberschleißheim und Ismaning, teilweise im Kampf, besetzt, später rückten sie auch in Dachau, Allaching und Karlsfeld ein. Inzwischen trat ein neuer Aktionsausschuß zusammen, der mit der Bamberger Regierung in Besprechung einzutreten wünschte und die Waffenhandlungen einstellen wollte, wenn die Truppen der Regierung Hoffmann das Weichbild der Stadt nicht betreten würden, da der Aktionsausschuß keine Gewähr übernehmen könne, daß der Einmarsch nicht zu einem blutigen Straßenkampf führen würde. Die Regierung Hoffmann antwortete hierauf: „Bedingungen unannehmbar. Legt Waffen nieder! Jeder Widerstand ist nutzlos." Am 1. Mai wurde von den Regierungstruppen Rosenheim, Pasing und der Münchener Ostbahnhof genommen, am Nachmittag wurde hauptsächlich in den Vororten Thalkirchen, Nymphenburg und Schwabing gekämpft. Abends traf als erste Regierungstruppe die Volkswehrkompagnie Regensburg unter Leutnant Seemüller nach Kampf in München ein. — In Kärnten wurde auf der ganzen Linie zwischen Völkermarkt und Villach von den südslawischen Truppen der Kampf unter Bruch des Waffenstillstands eröffnet. Das Wiener Staatsamt des Äußern erhob beim südslawischen Gesandten Goyacnik sofort Einspruch gegen die Überschreitung der Demarkationslinie, forderte die Zurückziehung der Truppen und erklärte, daß die Verweigerung der Erfüllung dieser Forderung als feindlicher Akt angesehen werden würde. Auch alle Wiener Entente-Missionen wurden von diesem Schritte verständigt und ersucht, das strittige Gebiet in Kärnten durch Truppen einer neutralen Macht besetzen zu lassen, unter deren Schutz und Überwachung eine Volksabstimmung erfolgen soll.

2. Mai. In Versailles begrüßte Botschafter Cambon die Mitglieder der deutschen Prüfungskommission, worauf Graf Brockdorff-Rantzau in deutscher Sprache erwiderte, er habe die deutsche Prüfungskommission beauftragt, die Vollmachten zu übergeben. Die Vollmacht der deutschen Abordnung ist eine Generalvollmacht. — Generalfeldmarschall v. Hindenburg richtete an den Reichspräsidenten folgendes Schreiben: „Der Beginn der Friedensverhandlungen veranlaßt mich, schon jetzt der Reichsregierung folgendes zur Kenntnis zu bringen: „Ich bin im Wechsel der Zeiten an der Spitze der Obersten Heeresleitung geblieben, weil ich meine Pflicht darin sah, dem Vaterlande in seiner höchsten Not weiter zu dienen. Sobald der Friede geschlossen ist, halte ich aber meine Aufgabe für erfüllt. Mein Wunsch, mich dann ins Privatleben zurückzuziehen, wird bei meinem hohen Alter allgemein verstanden werden, um so mehr, als es ja bekannt ist, wie schwer es mir, meinen Anschauungen und meiner ganzen Persönlichkeit und Vergangenheit nach, geworden ist, in der jetzigen Zeit mein Amt weiter auszuüben." Der Reichspräsident erklärte sich hiermit einverstanden und sprach dem Marschall für seine dem Vaterlande während des Krieges und in jetziger Zeit geleisteten Dienste den unauslöschlichen Dank des deutschen Volkes aus, das ihm niemals vergessen werde, daß er auch in den Zeiten schwerster Not in Treue auf seinem Posten ausgehalten habe. — Der Streik im Ruhrrevier, der in den letzten Tagen des Monats April zu Ende gegangen ist, hat den Arbeitern nach einer Feststellung des Bergbauvereins einen Lohnausfall von 73,5 Millionen Mark verursacht. Seit Beginn der Revolution ist den Arbeitern infolge der fast ununterbrochenen Streikbewegung ein Lohnausfall von 101 Millionen Mark entstanden. Den Betrag, um den die deutsche Volkswirtschaft geschädigt worden ist, kann man auf 140,7 Millionen Mark schätzen. — Der Volkskommissar für Äußeres in Budapest, Bela Kun, sandte der tschecho-slowakischen, der südslawischen und der rumänischen Regierung eine Note, in der er namens der Räteregierung erklärte, daß sie alle territorialen und nationalen Ansprüche der genannten Regierungen anerkenne, dafür aber die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten und Nichteinmischung in die inneren ungarischen Angelegenheiten, den Durchgangsverkehr und den Abschluß von Wirtschaftsverträgen fordert.

3. Mai. Eine Abordnung Pariser Kaufleute traf in Wien ein, um die Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen zwischen Frankreich und Deutsch-Österreich vorzubereiten. Dem Vernehmen nach soll demnächst seitens Frankreichs die finanzielle Blockade aufgehoben werden. — Anläßlich der Maifeier-Kundgebungen kam es in Paris zu Kämpfen zwischen Schutzleuten und Arbeitern, in deren Verlauf 250 Schutzleute verletzt wurden. — Aus San Salvator wird berichtet, daß bei dem letzten Erdbeben am 28. April 75 Personen getötet und über 500 verletzt wurden. Die Stadt und die umliegenden Orte wurden schwer beschädigt. — Der spanische Ministerpräsident Maura setzte dem König die Lage auseinander und bat darauf um die Entlassung des gesamten Kabinetts. Der König sprach Maura sein Vertrauen aus und unterzeichnete die Verfügung zur Einberufung des Parlaments.

Der Zug des Todes.

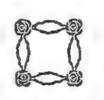
In dieser Woche wiesen die Verlustlisten etwa 20 000 Namen auf; von den auf dem Felde der Ehre Gefallenen erwähnen wir: Rittmeister Karl Ludwig Graf zu Rantzau, Pronsdorf; Hauptmann d. L. v. Luck, Saarbrücken; Hauptmann d. R. Julius Sartorius, Göttingen; Oberleutnant d. R. Gustav Saueracker, Magdeburg; Leutnant Gustav Besecke, Niederndodeleben; Leutnant d. R. Walter v. Bobers, London; Leutnant Artur v. Dietlein, Sonderburg; Leutnant Kurt v. Kummer, Baden-Baden; Leutnant d. R. Ernst Günter v. Heynitz, Lübeck; Leutnant Gustav Sluyter, Santiago; Leutnant d. R. Fritz Löffelholz, Mainz; Leutnant d. R. Albert Friedrich Rucktäschel, Chemnitz; Fliegerleutnant Gerhard Besser, Salbke; Leutnant d. R. Alexander v. Oeven, Bochum; Leutnant d. R. Hermann Biesenthal, Tangermünde. Auch weitere Ehrentafeln deutscher Adelsgeschlechter wurden in dieser Woche bekannt: Die Familie v. Enckenort verlor im Weltkriege 7 Mitglieder, das Geschlecht v. Bernuth beklagt den Tod von 4 und das v. Götz (Götzen) von 3 Angehörigen. Die Ehrentafel des Geschlechts v. Tippelskirch weist 3 Namen auf.

In der Heimat erlag der langjährige Vorsitzende des Berliner Zentralvereins für Handelsgeographie Prof. Dr. Jannasch einem Herzleiden. Mit ihm ist einer der eifrigsten Vorkämpfer für deutsche Übersee-Interessen dahingegangen. Die Kieler Universität beklagt den Tod des Professors Dr. Leonhard Weber, ihres Ordinarius für Physik, Meteorologie und Erdmagnetismus; ihm gebührt das Verdienst der ersten Einrichtung einer umfassenden Blitzschlagstatistik in Schleswig-Holstein und der Begründung der Messung zerstreuten Tageslichts.

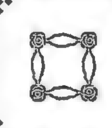
Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl, München.

Im Kranze der Zeiten. Nach einem Gemälde von **Johanna Engel.**





Die vom Rosenhof.



Roman von Luise Westkirch. (Fortsetzung.)

Sobald die Gestalten Klimmets und Ladewischs im Abenddunkel verschwunden waren, kehrte Paul zur Laube zurück. Er wollte wissen, was für ein Geheimnis sie barg. Den Alten und seinen Schwiegersohn hatte ihr Fund offenbar enttäuscht. Aber ganz belanglose Dinge pflegt man nicht in solch heimlichem Versteck zu verwahren. Wie, wenn er etwa gar hier einen Zipfel des Schleiers faßte, den zu lüften er sich so lange umsonst abmühte? — Die Laube war verschlossen, und er hatte kein Recht, einzudringen. Aber die Verzweiflung seiner Seele fragte nicht mehr nach dem Buchstaben des Gesetzes. Mit angehaltenem Atem horchte er in die Nacht hinaus. Kein Laut war zu vernehmen. Er strengte seine Augen zum Zerspringen an. Kein Schatten glitt durch das Dunkel. Da zog er entschlossen das Bündel Dietriche aus der Tasche, das er für alle Fälle bei sich trug, öffnete das Schloß und trat in die Laube.

Vorsichtig verhüllte er das Fenster. Dann zündete er die Lampe an, wie er es den Schneider hatte tun sehen, und rückte seinerseits den Schrank von der Laubenwand. Auf den ersten Blick sah er, daß die Holzdiele darunter nur lose aufgelegt war. Im Handumwenden hatte er sie herausgehoben. Sie verschloß eine in die Erde eingelassene Holzkiste, die bis zum Rand mit Kleidungsstücken gefüllt schien. Obenauf lag ein bräunlicher verbeulter Hut mit schmaler, fettiger Krempe, dann kam eine Weste, ein ganzer Anzug, abgetragen und fettig wie der Hut. Was aber war das, was seine Hand jetzt tief unten faßte? — Ein Tier? — Ein Fell? — Er hatte die Lampe hinter den Schrank auf den Boden gestellt und hielt den Gegenstand in ihr Licht. Staunend erkannte er eine Perücke von langem, rötlichem, schon ergrautem Haar; ein Bart von derselben Farbe lag auf dem Boden der Kiste, und daneben zwei ovale Platten mit festem Riemenwerk. Nachdenklich drehte er sie in den Händen. Zu was dienten diese aus Kork und Leder zusammengesetzten kissenartigen Gebilde? — Und dann kam blendend, überwältigend wie ein Blitz, das Verstehen über ihn. Diese abgewetzten Kork- und Lederplatten waren ja die Sohlen, auf denen Palle, der bettelnde Krüppel, der Mietsmann von Mutter Klimmet, die Straßen entlang rutschte, ein Schauder und Erbarmen erregendes Jammerbild! — Und die lagen hier im Erdschoß versteckt! Sein Bettelgewand, Haar und Bart lagen hier! Und der Mann, der diese Maskerade abgeworfen hatte — brauchte jemand ihm zu sagen, wer der war? Hatte er ihn nicht mit eigenen Augen als Schack in die Laube eintreten und als Palle wieder herauskriechen sehen? — Nun begriff er, daß kein Adreßbuch Schacks Namen führte, begriff seinen seltsam steifen Gang, begriff, daß er im Rosenhof und über des Rosenhofs Bewohner Bescheid wußte. Palle war Schack! Und Schack war ein Verbrecher!

Die Entdeckung des Doppellebens, das der Schurke führte, versetzte Paul den Atem vor Aufregung und Überraschung. Und zugleich quoll eine heiße Freude in seiner Seele auf, die für den Augenblick jede andere Erwägung zurückdrängte. Nun konnte er den Erpresser fassen! Jeden Tag konnte er ihn festnehmen lassen. Er würde nicht länger fronen in Schacks Dienst. Denn Schack war in seiner Hand. Er war frei!

Mit vor Eile zitternden Fingern packte er den Mummenschanz zurück in die Kiste, legte die Diele sorgfältig drüber und rückte den Schrank an seinen Ort. Und nachdem er jede Spur seines Eindringens verwischt hatte, löschte er die Lampe und floh eilig heim.

Zum erstenmal wieder seit seinem Verlobungsabend würde er den Kopf zu ruhigem Schlaf auf sein Kissen legen!

22.

Aus dem ruhigen Schlaf, auf den Paul sich freute, wurde nichts in dieser Nacht. Das Triumphgefühl des errungenen Sieges, das seine Brust bis zum Zerspringen erfüllt hatte, in dem Augenblick, da er den bisher unfaßbaren Gegner in seinen Händen sah, verebbte, sobald der kühl erwägende Verstand wieder aufzutauchen vermochte aus der ihn überschwemmenden Woge von Freude. Gewiß, er hielt Palles Schicksal in der Hand. Das änderte aber nichts daran, daß auch sein eigenes Schicksal in Palles Händen blieb. Solange der Schurke seine Doppelrolle unbehelligt weiterspielen durfte, hielt der Zwang, den jeder von ihnen auf den anderen ausübte, sich die Wage, und Paul würde nichts zu befürchten haben. Aber einmal mußte den Verbrecher sein unabwendbares Geschick erreichen. Dann hatte er keine Ursache mehr, Paul zu schonen, und würde ihn sicher mit in sein Verderben reißen. Er brauchte mit seiner Arbeitskraft nicht länger zu fronen, aber sein ganzes Leben lang würde er zittern müssen vor dem Augenblick, da es einem Elenden gefiel, ihn zugrunde zu richten. Unerträglich war das! Und die lange bange Nacht und den ganzen folgenden Tag auf seiner Arbeitsstätte zersann er sich den Kopf nach einem Mittel, die gelockerte Kette völlig zu zerbrechen.

Als er am Abend müd und sorgenvoll aus der Fabrik trat, empfing ihn ein wunderbar klarer Herbstabend. Die Sonne versank in einem Meer von Gold und Purpur. Goldig und purpurn schimmernd vom Widerschein des Himmels, zogen die kleinen Wellen des Flusses ihren Weg zum Wehr, zu den Mühlen, deren unförmliche Umrisse schwarz gegen den



Bei der Arbeit. Nach einer künstlerischen Aufnahme von O. Hümmder.

leuchtenden Himmel auf leuchtendem Wasser schwammen. In durchsichtiger Klarheit breitete sich unabsehbar die Ebene. Unabsehbar spannte sich in durchsichtiger Klarheit der Himmel drüber.

In Pauls zermarterte Seele fiel wie eine Offenbarung der Anblick dieser lichten Weite.

Weit ist die Welt, fuhr es ihm durch den Sinn, endlos weit. Wie in einen bergenden Mantel kann man sich hüllen in ihre Weite. Wölbt sich der Himmel nicht überall? Ist nicht allerorten Raum für tüchtige Kraft?

Ja, das war die Befreiung, die einzige, die es für ihn gab! Fliehen in ein fernes Land! Hinter sich lassen, was ihn drückte und was ihn einschnürte. Auswandern! — Plötzlich fühlte er einen scharfen Stich im Herzen. Hinter sich lassen — auch Lisa? — Zwar, sie strebte hinaus. Vielleicht würde sie sich entschließen, mit ihm zu ziehen. Aber würde sie sich auch dann entschließen, wenn sie wußte, wer er war? — was das war, das ihn aus seinem Vaterlande trieb? — Er mußte es ihr sagen. Das Bekenntnis, das er immer hinausgeschoben hatte, in der Hoffnung, es sich ersparen zu können, jetzt mußte er es ablegen. Sie mußte den kennen, mit dem sie hinauszog ins Ungewisse. — Aber — würde er den Mut finden?

Er aß in der Stadt zu Nacht, hin und her gerissen von dem Kampf in seiner Seele. Als er am Abend in seine Stube trat und Licht anzündete, vernahm er wiederum ein leises Regen. Schack? — Ah, heut würde er ihm entgegentreten! — Aber die Gestalt, die scheu wartend am Fenster stand, war kein Mann. Paul hob die Lampe.

„— Jule!“

Ganz in sich selbst geschmiegt stand sie. Aus dem weißen Gesicht schauten die wunderbaren Augen ihn an, traurig und mit leidenschaftlicher Bitte. Eine Seele in höchster Not flehte aus diesen Augen. Ihre Lippen bebten, aber sie schwiegen.

„Was willst du von mir?“ fragte Paul rauh. Denn wider seinen Willen bewegte ihr Anblick ihm die Seele.

Da warf sie sich vor ihm nieder und umfaßte seine Knie.

„Verstoß mich nicht! Verstoß mich nicht, Paul! Ich hab' noch nie einen Mann gebeten, daß er bei mir bleibe — Aber wenn du von mir gehst —! Sag nichts, Paul. Ich weiß, du willst mich fortweisen. Aber sag noch nichts! Hör mich an! einmal, einmal noch! — Ich bin anders geworden durch dich — besser! Gewiß, Paul, ich bin's! Du hast's nur nicht gemerkt. Du verlangst so viel! Du verlangst es so rasch — zu rasch, für eine, die zu dem gemacht worden ist, was ich bin. Sieh, eiskalt bin ich durchs Leben gegangen. Nichts focht mich an. Gelacht hab' ich über die Qualen der Männer, die zugrund gegangen sind durch mich, für mich. Wenn ich die Liebe liebte — einen einzelnen Mann hab' ich nie geliebt. Verachtet hab' ich sie alle! alle! Ich kannt' sie zu gut. — Bis du kamst! Du warst anders als die anderen. Ich hab' dich nicht verachten können. Wenn ich dich verhöhnt hab', dich und was du erstrebtest, so ist's nur geschehn, weil etwas in dir war, höher als ich langen konnte — etwas, zu dem ich hinaufschauen mußte. Und da — da mußt' ich dich lieben, Paul. — Nun hast du mir alle Kraft zum Leben genommen. Nun bin ich ganz schwach und klein und wehrlos. Paul, Paul! laß mich nicht so zurück! Laß mich um dich sein, deine Magd, deine Sklavin! Ich will ja nichts von dir! ich verlang' ja nicht, daß du mich zur Frau nimmst — die verachtete schwarze Jule! — Nur bei dir laß mich sein.“

„Jule —“

„Nein! sag noch nichts. Du willst sagen, daß ich gehen soll! daß du die andere liebst — die Blonde, Feine — Und sieh, ich hätte ja nicht den Mut gefunden, zu dir zu kommen, so zu dir zu sprechen — nein, ich hätte ihn nicht gefunden! Aber ich seh's doch, Tag und Nächte seh' ich's, wenn dein Licht nicht erlischt, wie du dich quälst, und kommst nicht zur Ruh —“

„Steh auf, Jule! Du irrst dich.“

„Nein, nein, ich irr' mich nicht! Meine Augen sind scharf und sie bewachen dich immer, immer! Jede Regung in dir versteht die arme, dumme Jule. Die andere, die, die du lieb hast, die weiß das nicht, die merkt das nicht sobald, wenn etwas dich bedrückt. Die hat so viel Dinge auf der Welt, auf die sie acht haben muß. Ich — ich hab' auf der Welt nichts als dich — nichts als dich, Paul! Stoß mich nicht weg! Hab' doch Geduld. Ich will ja werden wie du's verlangst, ich will's versuchen — Wie dein Hund will ich dich bewachen! Wie deinen Hund magst du mich mißhandeln in deinem Zorn — und ich will dir die Hände küssen. Nur — stoß mich nicht von dir! Ich geh' zugrund, wenn du mich von dir stößt!“

Mit Gewalt hob Paul sie auf. Das Herz war ihm schwer von ihrer Not, und seine Vorsätze wurden wankend in einem grenzenlosen Mitleid mit der zerbrochenen Schönheit, die sich da in uferloser Ergebung zu seinen Füßen wand. Wenn er wirklich in fremde Lande flüchten mußte, verbannt aus dem Vaterland durch eigene Schuld, und die Makellose, Reine, die er liebte, ihn verwarf, warum sollte er diese andere, die schuldig und unglücklich war wie er selbst, nicht mit sich nehmen in die grenzenlose Einsamkeit, die ihn erwartete?

Aber nur wenige Sekunden dauerte die Versuchung. Nein, ob sie ihn freisprach, ob sie ihn verdammte, sein Wünschen, sein Hoffen hing an der anderen. Wie in einer Vision sah er wieder Jule in dem wüsten Tanz sich drehend, und hörte Edes Warnerstimme. Und ob seine Seele gleich blutige Tränen um sie weinte, er fühlte: nimmer würde er diese mit sich emportragen. Sie aber zog ihn in den Abgrund, der Ede verschlungen hatte. Da biß er die Zähne zusammen in verzweifeltem Selbsterhaltungstrieb. Hart bleiben! Steinhart!

Er hatte Jule auf einen Stuhl gehoben. Dort saß sie stumm, schluchzend, aufgelöst in der Leidenschaft, die zu ihm gesprochen hatte. Ein paar Augenblicke herrschte zwischen beiden ein schicksalschweres Schweigen. Dann legte Paul sanft die Hand auf ihre Schulter.

„Jule — liebe Jule!“

„O du —“ Sie schaute auf. Tod oder Leben? fragte der bange Blick ihrer Augen.

„Es kann nicht sein, Jule. Ich kann nicht tun nach deinem Willen. Zu verschieden sind wir im Grund unseres Wesens. Und die Liebe, die allmächtige, die Wunder vollbringt, diese Liebe kann ich dir nicht geben.“

„— Weil du sie der anderen gegeben hast!“ fuhr sie auf. „Der Puppe ohne Sinn und ohne Blut! — Die Art hat es leicht, makellos durchs Leben zu gehen. Aber du bist nicht von dieser Art. Glücklich macht sie dich nie!“

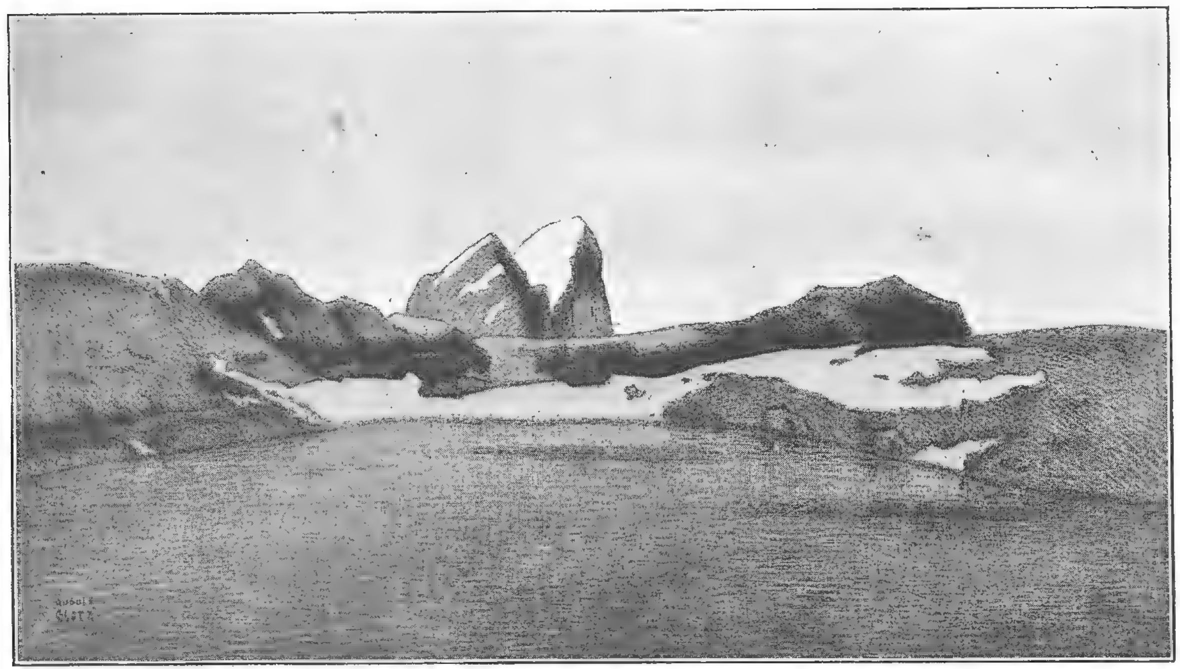
„Ob sie mich glücklich machen wird und will, das weiß ich nicht. Aber ob es geschieht oder nicht geschieht — dein Lebensweg, Jule, und meiner bleiben geschieden. Zwischen uns ist es aus.“

Sie sprang auf. Wie im Wahnsinn funkelten ihre Augen ihn an.

„Aus? — Aus! — Nun, so frag' ich nach nichts mehr! — Du hättest einen guten Menschen aus mir machen können. Über dich komme, was ich nun werde! Auf dein Gewissen lad' ich's, du Gewissenhafter!“

Sie riß die Tür auf, und ehe er ein Wort sprechen, eine Bewegung machen konnte, um sie zurückzuhalten, flog sie die Treppe hinunter aus dem Haus.

Tief erschüttert blieb er zurück. Wie hart das Leben! Muß einer dem anderen so furchtbar, so unheilbar weh=



Bergsee. Nach einem Temperabild von Rudolf Gloß.

tun, bloß um sich selbst zu behaupten? Er sagte sich: um das Leid zu rechtfertigen, das er jener Ärmsten antat, mußte er schon einen sehr wertvollen Menschen aus sich machen. Und er faßte seinen Entschluß, unweigerlich, unumstößlich: morgen würde er Lisa beichten! Nichts wollte er ihr verschweigen, sich ihr zeigen in seiner ganzen Torheit und Schwäche. Und wenn sie ihn verurteilte, wenn sie es ablehnte, mit einem, wie er war, ihr Leben zu teilen, ihm zu folgen über das Weltmeer — dann — ja dann hatte die schwarze Jule ihre Genugtuung. Dann würde er leiden wie sie. Er wußte noch nicht, wie er's ertragen würde, aber zu Lisa reden wollte er morgen.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Er wartete den Nachmittag nicht ab. Am Nachmittag waren Wege und Stege voll feiernder Menschen. Und zu dieser peinvollen, vielleicht letzten Unterredung mußte er allein mit Lisa sein. Der Tag war schön. Schon gegen acht Uhr sah er Mutter Klimmet mit dem ganzen fröhlichen Gewimmel ihres Hauses zum Laubengarten hinausziehen. Lisa war nicht unter ihnen. Sie wartete wohl auf ihn, auf eine Verabredung mit ihm. Seit Tagen hatten sie einander nicht gesehen. Nun ging er zu ihr hinüber und klopfte an ihre Tür.

„Ich komme, Lisa," begann er stockend, als sie öffnete. „Ich möchte — Ich will dich fragen, ob du heut morgen mit mir hinauskommen willst ins Freie? Ich — ich hab' mit dir zu reden — Wichtiges."

Er sah sie erschrecken und sah sie die Hand auf ihr Herz pressen. Wie gewaltig der Schrecken war, der sie durchzitterte, konnte er nicht gewahren. Jetzt wurde ja wirklich, was sie lange, bange gefürchtet hatte! Jetzt würde er ihr sagen, daß er sich in ihr getäuscht habe, daß er sie nicht lieben könne. Und dann würden sie auseinandergehen. Wie hatte ihre Mutter gesprochen? „Mit Mannsleuten umzugehen haben deine Schwestern und ich schon mit vierzehn Jahren besser verstanden, als du mit deinen dreiundzwanzig." Es war so. Und wenn sie es Paul gegenüber nicht gelernt hatte, wenn ihr starkes Gefühl für ihn nicht die Rinde von Steifheit und Kühle um ihr Wesen zu durchbrechen vermocht hatte, dann lernte sie's nie. Wieder hatte sie, wie schon oft, die Empfindung, als sei ihre lebendige Persönlichkeit eingeschlossen in eine Bildsäule, und Schmerz und Jauchzen ihrer Seele vermöchten nicht einen Zug zu verändern in dem Antlitz von Stein, das ihr Gesicht umhüllte, vermöchten nicht die kleinste Bewegung ihren steinumschlossenen Gliedern abzuzwingen.

„Ja," sagte sie langsam und neigte ein wenig den stolz getragenen Kopf, „das wird gut sein. Auch ich habe mit dir zu reden. Warte drunten, Paul, ich mache mich fertig."

Es dauerte eine Weile, bis sie kam. Dann sah er es ihren Augen nicht mehr an, daß sie geweint hatten.

Langsam gingen sie Seite an Seite über den Rosenhof, kämpfend mit ihrer Bewegung, und keines fand ein Wort.

„Wohin gehen wir?" fragte Lisa endlich gepreßt.

„Dahin, wo wir am ungestörtesten sind. Ich denke an den Weg am Ufer, an das kleine Wäldchen."

Sie nickte stumm. In das kleine Wäldchen hatte sie schon einmal ihre Enttäuschung über eine zerbrochene Hoffnung getragen. Viele arme, verlorene Menschen hatten ihren Kummer dorthin getragen, hatten Leid und Leben von den rasch ziehenden Wellen über das schäumende Wehr spülen lassen, den klappernden Mühlrädern und dem ewigen Vergessen entgegen. Es mochte der richtige Ort sein für das, was sie beide einander zu sagen hatten.

Als sie noch immer schweigend aus der Enge des düsteren Durchgangs zum Flußufer traten, lachte ihnen fast blendender Sonnenglanz entgegen. Gleich einem Festmantel leuchteten das herbstliche Gelb und Rot der Baumkronen, und wie ein buntes Geschmeide schimmerte die umbuschte Insel auf der blauen Seite des Wassers, das kaum bewegt, den Himmel widerspiegelte. Keine menschliche Gestalt war weit und breit zu erblicken. Die Vögel schwiegen, nur die fernen Mühlen klapperten leise. Wie in Verabredung gingen die zwei, ohne zu sprechen, zur Bank unter den Buchen. Gewinn schien Paul jede Minute, um die er sein schweres Bekenntnis hinauszögern konnte. Von der Seite suchte er in Lisas Gesicht zu lesen. Nebeneinander sind wir gekommen, dachte er. Einzeln werden wir heimkehren.

Jetzt saß Lisa auf der Bank, die Hände im Schoß, und wartend. Er fuhr sich über die Stirn.

„— Es wird mir furchtbar schwer, Lisa, was ich sagen muß.“

„Sprich immerhin,“ antwortete sie mit blassen Lippen. „Wir haben einander immer verstanden. Vielleicht verstehe ich dich auch jetzt, schon ehe du gesprochen hast.“

Er sah rasch auf. „Nein, nein! Das rätst du nicht! Was ich dir heut sagen muß, kannst du nicht raten. Sieh, Lisa, du hältst mich für einen anderen, als ich bin — einen Besseren. Aber ich darf dich nicht betrügen. Ich — es ist etwas in mein Leben getreten — in diesen Tagen — etwas Furchtbares, unerwartet, wenn auch nicht unverschuldet, etwas — das uns vielleicht trennen wird —“

Ihr war's, als ob etwas in ihr stürbe. „— Trennen,“ wiederholte sie automatenhaft. „Ja, das ist's.“

„Es steht bei dir, Lisa. Bei dir allein!“

Sie lächelte schmerzlich. Bei ihr? — Hält man denn ein Herz, das sich loslösen will? — Nein, sie würde ihn nicht halten.

„Es ist eine lange Geschichte, die ich dir erzählen muß, Lisa. Hab Geduld.“

Lang, dachte sie. Warum denn lang? Wenige Worte sagen's ja. Ich lieb' eine andere. Oder: ich lieb' dich nicht mehr. Gründe hören für das eine oder das andere ist überflüssige Qual. Aber sie sah ruhig in ihren Schoß und sagte einfach: „Sprich nur. Ich höre zu.“

Da begann er von jenem unseligen Abend zu sprechen, von seinem Zwist mit dem Werkmeister, der vergeblichen Bitte um Geld an seinen Vater, dem wilden Auftritt mit seiner Stiefmutter, und wie er im Potthoffschen Keller die in ihm kochende Wut zu ertränken gesucht hatte. Von Schack erzählte er, wie jener unter betrügerischen Vorspiegelungen ihn veranlaßt habe, gewaltsam in die Waggonhalle einzudringen.

Erst sprach er stockend. Dann überstürzten sich ihm die Worte. Nur zu Ende kommen! es von der Seele haben! Er fühlte, wenn er steckenbliebe, würde er es nicht vollenden. Und während er sprach, wunderte er sich, daß Lisa ihn nicht mit einem Wort unterbrach. Waren ihr Abscheu und ihre Verachtung so groß? — Er wagte nicht, sie anzuschauen. Er fürchtete, in ihrem Gesicht seine Verurteilung zu lesen. Als er, immer rascher sprechend, zu dem Punkt gekommen war, wo Schack, ehe er ihn hindern konnte, mit seinem Raub aus dem Fenster flüchtete, im Dunkel der Nacht verschwand, brach er plötzlich ab.

„— Du sagst ja kein Wort?“

„Sprich nur weiter,“ drängte sie. Die aufregenden Bilder, die er vor ihr entrollte, zogen eindruckslos an ihr vorüber, kaum erfaßt in ihrer Bedeutung. Denn ihre Seele, all ihre Sinne warteten in unerträglicher Spannung nur auf das Eine, Schreckliche, den Schluß und das Ziel der langen Vorrede, die Worte: „Ich liebe dich nicht. Wir müssen uns trennen.“

Paul seufzte. „Ich hoffe, du glaubst mir's, daß ich den Raub nicht gewollt habe, daß ich so wenig durch einen Wunsch daran beteiligt bin, wie auch nur ein Pfennig von dem verfluchten Geld meine Hände beschmutzt hat. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Ich hätte mich umbringen mögen vor Wut über meine Dummheit! Verloren erschien mir mein Leben. — Das war die Nacht, in der die schwarze Jule mich fand,“ fügte er leise hinzu.

„Die schwarze Jule,“ wiederholte Lisa, „ja.“ So war es also die schwarze Jule, zu der er zurückkehrte.

Paul erzählte weiter: „Wie unter dem Beil des Henkers hab' ich die nächsten Wochen gelebt. In jedem Zufallswort mußte ich meine Entdeckung argwöhnen. Ich habe gesucht, meine Angst, meine Selbstvorwürfe zu betäuben in tollen Vergnügungen, in Gesellschaft von Jule, von meinem armen Freund Ede — bis der Pistolenschuß, der ihn aus dem Leben strich, mich aufweckte. Da sah ich ein, daß, wenn ich nicht zugrunde gehen wollte wie er, ich meine Schuld sühnen mußte, gutmachen um jeden Preis!“ Nun erzählte er von dem harten Kampf, den er mit sich gerungen um seine Erfindung, und wie er sie sich endlich vom Herzen gerissen und an den Direktor seiner Fabrik absichtlich verschleudert hatte um ein Nichts. „Da wurde ich wieder ein froher Mensch. Ich fand dich, Lisa — Aber wen der Teufel an einem Haar hält, den läßt er nicht los. An unserem Verlobungstag —“

„Da hat's angefangen,“ ergänzte Lisa. „Ich hab's wohl gemerkt.“

Paul schilderte Schacks jähes Auftauchen in seiner Stube, und wie er die Fingerabdrücke, zu denen er ihn heimtückisch gezwungen hatte, als Mittel zur Erpressung gegen ihn verwandte. Von seiner Verzweiflung sprach er, seiner langen vergeblichen Jagd, und wie es ihm endlich gelungen sei, Persönlichkeit und Schlupfwinkel seines Verfolgers festzustellen. Aber den Namen Palle nannte er nicht. Lisa zu sagen, daß der Verbrecher ihr Hausgenosse, der Vertraute ihrer Mutter sei, brachte er nicht über die Lippen. Immer zu früh würde sie das erfahren.

„Wenn ich mich nun auch des Erpressers erwehren kann, immer bleibt die Möglichkeit, daß er mich plötzlich durch eine Anzeige zugrunde richtet. Ich kann meines Lebens nicht froh werden unter dieser Drohung, Lisa. Es bleibt mir nichts anderes übrig als auszuwandern.“

„Auswandern?“

„Übers Wasser, ja. Irgendwohin, wohin der Elende mir nicht nachfolgen kann, wo, falls er mir nachfolgte, seine Drohung ihre Kraft verliert. Es wird mir nicht leicht, mein Vaterland zu verlassen, Lisa, auf fremdem Boden neu zu beginnen. Gott weiß, es wird mir furchtbar schwer. Aber du begreifst, nicht wahr? es muß sein! Durch meine eigene schwere Schuld. Aber es muß sein.“

(Fortsetzung folgt.)

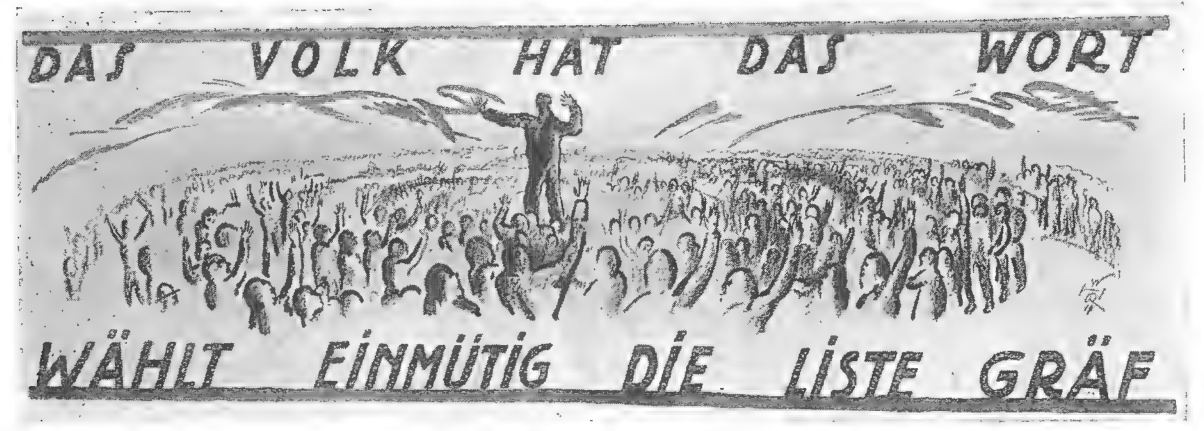
Schöne Welt.

Ein weißes Häuschen mit roten Ziegeln,
Dicht gegen dunkle Tannen gestellt,
Und sanft den grünen Hügel hinunter
Eine duftende Welle, ein blühendes Feld.

In all dem Leuchten drei spielende Kinder,
Im blonden Haar einen lachenden Kranz,
Daneben, ganz überblüht von Freude,
Ein junge Mutter in Sonne und Glanz.

Aus allen Bäumen Jubeln und Singen,
Von allen Himmeln Lerchengetön —
Inbrünstig hab' ich die Hände gefaltet:
Herrgott, wie ist deine Welt doch schön!

Wilhelm Lobsien.



Werbeplakat von R. W. Heinisch.

Eine Revolutions-Ausstellung.

Von Museumsdirektor Professor Dr. Schramm, Leipzig. (Hierzu neun Abbildungen.)

Die Revolution hat uns eine neue Erscheinung auf dem Gebiete des Plakatwesens gebracht: Das politische Plakat. Von vielen angefeindet und abgelehnt, von anderen mit Leidenschaft verteidigt, zieht es seit Wochen die Aufmerksamkeit der Straßenpassanten der Großstädte auf sich. Die Plakatsäule ist ihm zu eng; es nimmt daher die Häusermauern, ohne viel zu fragen, für sich in Anspruch. Es genügt ihm auch nicht, als Einzelstück dazuhängen; in vielfacher Wiederholung will es auf die Menge wirken. Niemand soll ihm entgehen; alle, die des Weges kommen, müssen in Schrift und Bild, ob sie wollen oder nicht, immer und immer wieder diesen oder jenen Gedanken sich eindringlich vor Augen führen lassen — so will es das politische Plakat.

Und man muß es ihnen lassen, diesen Plakaten, sie sind zum Teil so, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlen können. Gar manche ausgetretene Bahn wird freilich gegangen; auch der „Kitsch" fehlt nicht. Nicht umsonst aber ist Deutschland auf dem Gebiete des Plakatwesens seit Jahren führend und bahnbrechend. Wo die Voraussetzung für die Schaffung eines künstlerisch guten Plakates gegeben war — nur Künstler, die den Ideen unserer Tage nahestehen, die der große Umsturz mit erfaßt hat, können in Frage kommen —, ist manch Gutes geschaffen worden. So konnte der „Verein der Plakatfreunde", der geistige Mittelpunkt der deutschen Plakatkunst, dem das Ausland nicht entfernt Ähnliches und Großzügiges gegenüberzustellen hat, recht wohl aus der Unsumme der geschaffenen Plakate eine wirkungsvolle „Revolutions-Ausstellung" zusammenbringen, die zur Zeit in dem prächtigen Kuppelsaal des Deutschen Kulturmuseums zu Leipzig zu sehen ist.



Revolutionsplakat von Max Pechstein.

Lucian Bernhards Revolutionsplakate sind vielleicht die besten aus der großen Menge derer, die die Großstädte überflutet haben. Echte Bernhards! Klare und kräftige Schrift, und die Schrift geschickt dem Ganzen eingeordnet, dazu die richtige Farbenwirkung! „Auf zur Gemeindewahl!" „Arbeiter, Bürger, helft beim Aufbau eurer Gemeinde! Wählt!" Wie kraftvoll treten uns die Worte entgegen! Die Wahlurne steht im Mittelpunkt der Gemeinde und somit auch im Mittelpunkt der Interessen! Kann ihre Bedeutung wirkungsvoller der Masse vorgeführt werden? Oder sein Grenzschutzplakat Ost. Wem sagen die Klaue, die sich nach unseren friedlichen Ortschaften ausstreckt, die Flammenglut und die drohenden Rauchwolken nicht mehr als viele Worte? Ja selbst die reinen Schriftplakate konnten ihre Wirkung nicht verfehlen.

Sind auch andere Plakate, wie die von Arnaud, rein plakatmäßig vielleicht ebenso gute Leistungen: die Wirkung blieb ihnen versagt. Der blumengießende Mann mit der Frau und die Aufschrift „Der Heimat Schicksal wird durch dich bestimmt!" erfordert für die Revolutionszeit zuviel Überlegung, um ganz verstanden zu werden.

Und auch Uzarskys Blatt „Wer rettet uns christlichen Müttern die Kinder?" ist trotz seiner glänzenden Komposition vielleicht der Erfolg nicht beschieden gewesen, der ihm in ruhigen Zeiten sicher war. Cesar Klein hat mit seinen streikenden Männern im oberen Felde des Bildes und den auf einem Sarge sitzenden Kindern im unteren Teile mit dem Plakat „Wer



Werbeplakat von Ferdy Horrmeyer.

nicht arbeitet, ist der Totengräber seiner Kinder" trotz aller Mängel des Plakates viel mehr erreicht. Der Expressionismus hat gezeigt, daß er für Plakatwirkungen glänzend geeignet ist. Jaeckels Plakate, wie „Arbeiter, Hungertod naht; Streik zerstört, Arbeit ernährt! Tut eure Pflicht, arbeitet!" und andere müssen auf die phantasieerregten Gemüter Eindruck machen.

Max Pechstein hat den richtigen Ton im warnenden Ruf „Erwürgt nicht die junge Freiheit durch Unordnung und Brudermord, sonst verhungern eure Kinder" gefunden. Die beinahe skizzenhafte Zeichnung in ihrer Lebendigkeit tut das ihre, um dem Vorübergehenden den Warnruf nicht so leicht aus dem Gedächtnis entschwinden zu lassen.

Unter den Wahlplakaten fallen in der Ausstellung als besonders wirkungsvoll auf „Gegen Gewaltpolitik wählt die Liste Luppe" und „Landsleute? Darum wählt sozialistisch!" Im übrigen ist es recht interessant, zu verfolgen: Je konservativer die vertretenen Ideen, desto konservativer auch das Plakat nach allen Richtungen; je radikaler aber die Anschauung, um so verwirrter und aufreizender die Zeichnung. Gedankenarmut auf der einen, himmelstürmende Ideen auf der anderen Seite! Herkendells Plakate „Wasser auf die Mühle" und „Der einzige Damm" zeugen von wenig Phantasie, wie die meisten Grenzschutzplakate, auch wenn sie „preisgekrönt" wurden. Den grellen Gegensatz hierzu bilden die antibolschewistischen Plakate, die mit ihren affenartigen, grimassenschneidenden Gestalten, zum Teil zu den schlimmsten Greuelplakaten gehören, die dieser Weltkrieg hervorgebracht hat.

Und doch: Wir können alles in allem von keinem Tiefstand der Plakatkunst bei diesen politischen Plakaten sprechen, müssen im Gegenteil erfreulicherweise feststellen, daß die Revolution insofern eine Befruchtung auf dem Plakatgebiet gebracht haben, als Künstler, die sich bisher dem Plakat ferngehalten haben, in die Reihe der Plakatkünstler eingetreten sind.

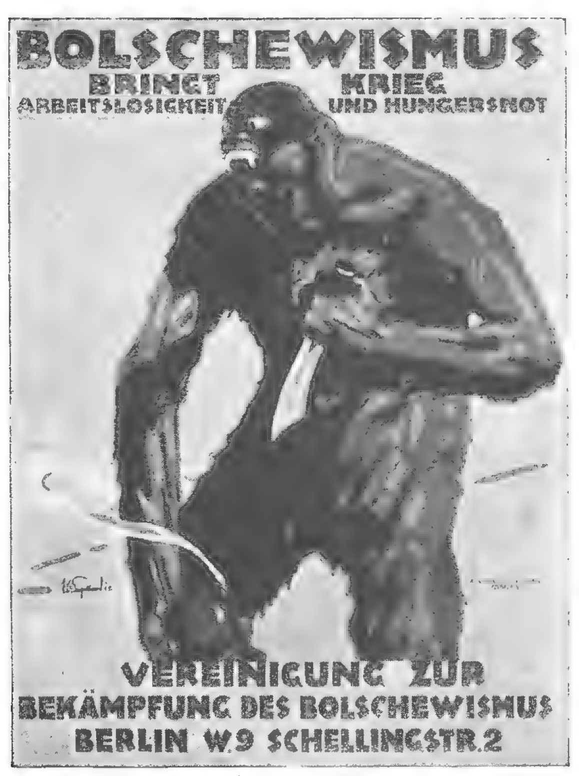


Werbeplakat von Uzarski.

Mag sein, daß manches der Revolutionsplakate nicht in allem dem entspricht, was Plakatfreunde von einem wirklich guten Plakat verlangen. Liegt das wirklich an dem politischen Plakat? Oder sind nicht vielleicht die Anforderungen, die wir zu stellen gewohnt sind, zu doktrinär? Hauptsache ist doch schließlich der Effekt, der erzielt wird. Nicht die geschlossene künstlerische Wirkung und Einheit des ganzen Plakates, für die viele gar kein Verständnis haben — es wird noch vieler Erziehung bedürfen, bis es in dieser Beziehung anders wird, falls es überhaupt möglich ist, die Masse hierfür zu erziehen —, kommt für das Revolutionsplakat in erster Linie in Frage; die Hauptsache ist und bleibt, die Menge zu gewinnen, sie aufzurütteln und fortzureißen. Und hier wollen uns auch die besten Revolutionsplakate nicht voll befriedigen. — Warum? Den Plakatkünstler trifft nicht die Schuld. Noch ist das Ziel, für das



Revolutionsplakat von V. Arnaud.



Revolutionsplakat von A. Engelhard.

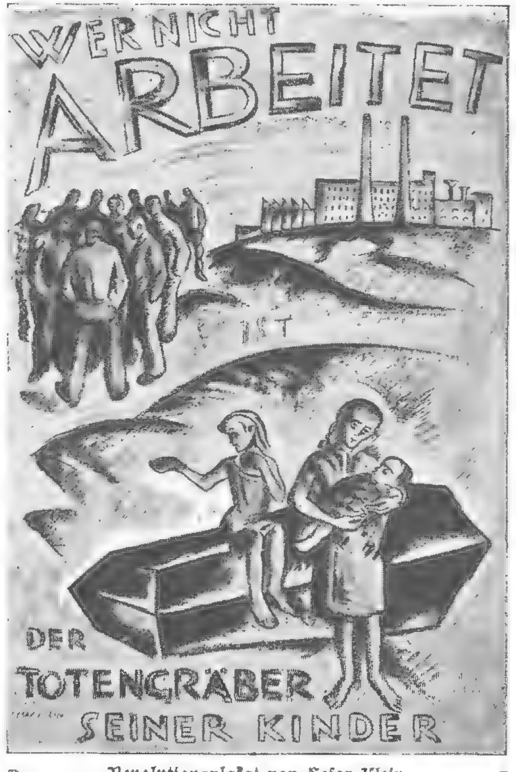


Revolutionsplakat von Schnackenberg.

geworben, für das gekämpft wird, zu verschwommen. Weder das Schlagwort „Sozialistische Republik" noch die „Herrschaft des Proletariats" noch sonst ein Lockruf kann die Sehnsucht der vielen, denen diese Plakate ihr Ziel vor Augen rücken, stillen; das Ziel liegt nicht klar; alle möglichen Untertöne klingen mit; der wirklich befreiende Gedanke fehlt. Ist er einmal da, rein und klar, so wird sich der Plakatkünstler finden, der übermächtig der Tat Ausdruck verleiht.



Werbeplakat von Lucian Bernhard.



Revolutionsplakat von Cesar Klein.

Der Erbfeind der deutschen Einheit.

Geschichtliche Betrachtungen. Von Hermann Müller-Bohn.

In dem Kampfe, den Deutschland und seine drei Verbündeten gegen die ganze Welt führen mußte, hat sich klarer und klarer die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die serbische Frage wohl der äußere Anlaß, aber keineswegs die Ursache zu dem Weltenbrande gewesen ist. Es waren der Neid und die Eifersucht auf Deutschlands Größe und Machtstellung, die unsern Feinden das Schwert in die Hand gedrückt haben; es war — soweit Rußland dabei in Betracht kommt — in erster Reihe der panslawistische Gedanke, das Bestreben der russischen Großfürstenkreise, ein mächtiges, weithingebietendes slawisches Reich unter Rußlands Führung in Europa aufzurichten. Hierbei waren dem russischen Koloß vor allem zwei Staaten im Wege: Österreich-Ungarn und Deutschland — der eine, weil er Rußland auf dem Wege der Majorisierung der Balkanstaaten ein unbequemes Hindernis war, der andere, Deutschland, weil dessen ungeheurer geistiger, politischer und wirtschaftlicher Aufschwung die russische Machtsphäre in bedrohlicher Weise einzuengen drohte.

Dieser russische Haß gegen Deutschland, der auch die bolschewistischen Weltimperialisten durchdringt, ist nicht etwa neuen Datums. Wir haben uns daran gewöhnt, von Frankreich als dem „Erbfeinde Deutschlands" zu sprechen; aber der großen Mehrheit des deutschen Volkes ist es unbekannt geblieben, daß wir seit den Tagen des Wiener Kongresses 1815, als der Zar den Alp der „Heiligen Allianz" auf Europa legte, es keinen grimmigeren Feind der deutschen Einheits- und Machtbestrebungen gegeben hat als Rußland. Und dennoch hat dieses Reich — das ist das Seltsame — durch fast drei Dynastien hindurch als der „Erbfreund" Preußens gegolten. Aber die „Erbfreundschaft" ist in Wahrheit eigentlich immer nur auf Preußens Seite gewesen. Sie rührt aus der Zeit her, da Rußland in den Befreiungskriegen Preußens Bundesgenosse war. Der ehrliche, friedliebende König Friedrich Wilhelm III. konnte dies seinem „Freunde" Alexander in seinem dankbaren Herzen nicht vergessen. In seinem bekannten „An meinen lieben Fritz" überschriebenen Testament standen die Worte: „Vor allem aber mögen Preußen, Rußland und Österreich sich nie voneinander trennen."

Rußland hat all diese ehrliche Freundschaft mit Undank gelohnt. Lediglich durch die Entsendung des preußischen Generals v. Müffling war es dem Zaren Nikolaus 1829 möglich gewesen, den für ihn vorteilhaften Frieden von Adrianopel zu schließen. Beim Ausbruch des polnischen Aufstandes lieh Preußen durch Besetzung der Grenzen und durch Errichtung von Provianthäusern der russischen Sache unaufgefordert die wichtigsten Dienste. Um der Welt ein Zeugnis von der unerschütterlichen Machtstellung des Kaisers Nikolaus zu geben, gab sich Preußen dazu her, seine Truppen an der merkwürdigen Kalischer Lustlagerschaustellung zu Ehren des Kaisers Nikolaus teilnehmen zu lassen. So groß war dieser russische Einfluß geworden, daß Bücher und Zeitungen vornehmlich nach dem Eindruck beurteilt wurden, den sie an der Newa machen würden; ja selbst der Spielplan der damaligen königlichen Hofbühne in Berlin wurde durch russische Rücksichten bestimmt.

Friedrich Wilhelm IV. hatte nach seines Vaters Tode zwar eine starke Empfindung dafür, daß es nun Zeit sei, sich von dem russischen Einfluß frei zu machen. Aber die Hoffnung des Volkes wurde bald enttäuscht. Seit dem Frieden von Adrianopel hatte sich Nikolaus als das Oberhaupt der europäischen Gesellschaftsordnung gefühlt. Er hatte die schwankende, leicht bestimmbare Natur seines königlichen Schwagers Friedrich Wilhelm IV., der den Ansprüchen seiner Nation nachkommen, aber auch den alten Überlieferungen seines Vaters treu bleiben wollte, bald durchschaut. Seine gelegentlichen liberalen Anwandlungen beantwortete der Zar mit den bekannten Worten: „Mon frère de Prusse se perdra" („Mein Bruder von Preußen wird sich zugrunde richten"). Und Georg Herwegh rief dem Könige in seinem bekannten Gedicht die Warnung zu: „Behüt uns vor dem Frankenkind — Und vor dem Zaren, deinem Schwager!"

Als dann die Februar-Revolution durch Europa brauste und auch Preußen erfaßte, als überall der Ruf nach freien Verfassungen ertönte, da zeigte der Oberherrscher aller Reußen ein Gebaren, als habe nur er allein über die Regierungsform und die Zukunft Preußens und Deutschlands zu bestimmen. Er sprach das Wort von der „innern Verlogenheit" des konstitutionellen Systems und erklärte den festen Entschluß, diese freiheitlichen Anwandlungen in den benachbarten Staaten zu zertreten mit den berüchtigten Worten: „Ich will keine konstitutionellen Versammlungen in meinen Flanken zu Berlin und Wien."

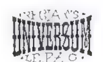
Noch widerwärtiger war ihm das Streben der deutschen Staaten nach nationaler Einheit, noch dazu unter Preußens Führung, das er offen als „revolutionäre Bewegung" brandmarkte. Nichts konnte dem „großen Nik" erwünschter sein, als das Fortbestehen des Elends der deutschen Kleinstaaterei und des preußisch-österreichischen Gegensatzes in Deutschland. Das war der günstigste Boden für die Erweiterung seiner Machtgelüste. Ein blendendes Licht auf diese von maßloser Selbstherrlichkeit des Zaren diktierten Unterjochungsbestrebungen wirft das von Julius v. Eckardt veröffentlichte „Memorial des Zaren Nikolaus über die preußischen Angelegenheiten von 1848". Die deutsche Einheitsbewegung unter Preußens Führung, der größte, politisch reifste und sittlich am höchsten stehende Gedanke seit den Befreiungskriegen, wird da mit den zynischen Worten abgetan, „daß Preußen mit den übrigen deutschen Staaten weder nähere Beziehungen noch erweislich gemeinsame Interessen habe".

Zahlreich sind die Zeugnisse, die von dem unseligen russischen Einfluß gegenüber den Einigungsbestrebungen reden. Die schwankende Haltung Friedrich Wilhelms IV., die Schwäche der damaligen preußischen Politik unter Manteuffel war nur zu sehr geeignet, den Zaren in seinen Machtgelüsten zu bestärken. Es kamen für Preußen die demütigenden Tage von Olmütz, die den tiefsten Stand der Nachgiebigkeitspolitik Preußens zeigten.

Freilich, nachdem König Wilhelm I. den Thron bestiegen, und Bismarck die auswärtige Politik in seine starke Hand genommen hatte, sollte sich bald zeigen, daß die Tage von Olmütz für immer vorüber waren. Es folgte bald die preußische Neuorganisation des Heeres; es folgte der Krieg von 1864 an der Seite Österreichs und zwei Jahre später die Auseinandersetzung mit Österreich, welche die Frage der Vorherrschaft in Deutschland für immer löste und Preußen die Bahn frei machte auf dem Wege zur deutschen Einheit. Da zeigte es sich denn bald, daß nicht nur die Petersburger Regierung, sondern — unter

Im schönsten Wiesengrunde

Nach dem Gemälde
von W. ter Hell.



dem Einfluß der Hetzpresse — auch das russische Volk kein Hehl daraus machte, daß es in der Wiederaufrichtung eines starken Deutschen Reiches eine Beeinträchtigung seiner eigenen Macht und Bedeutung sähe und daß die Sammlung der deutschen Volkskraft eine so schwere Schädigung der russischen Staats- und der slawischen nationalen Interessen in sich schließe, daß alles aufgeboten werden müsse, das Zustandekommen der deutschen Einheit zu verhindern. Diese deutschfeindliche Stimmung beherrschte die meisten russischen Kreise und die gesamte Presse. Julius v. Eckardt gibt in einer Sammlung von russischen Preßstimmen aus jener Zeit das unzweideutigste Zeugnis, daß Deutschland 1870 im Osten ebenso zahlreiche und ebenso giftige Feinde zählte wie im Westen. Gleich bei der ersten Kunde von der Kriegserklärung Napoleons III. nahmen sämtliche Petersburger und Moskauer Blätter sofort Partei für Frankreich, und die Börsenzeitung warf die Frage auf, ob den russischen Interessen durch einen Sieg des übermütig gewordenen Deutschlands gedient sein würde, um diese Frage sofort in aller Form zu verneinen.

Und je vernichtender die Schläge Deutschlands auf die französische Macht niedersausten, desto mehr nahm der Haß der russischen öffentlichen Meinung zu. „Wenn nicht noch in elfter Stunde ein französischer Strich durch die deutsche Rechnung gemacht werde," hieß es, „so sei zu erwarten, daß das neugeschaffene Deutsche Reich das alte an Eroberungssucht noch übertreffen würde." Die durch die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches gewonnene Stoßkraft der geeinten deutschen Stämme war es in Wahrheit, die Rußland mit Neid und Besorgnis erfüllt und zu diesem zügellosen Rassenfanatismus führte, der seitdem nicht wieder aus der öffentlichen russischen Meinung und der Tagespresse verschwunden ist.

Auch der 1872 von Bismarck begründete Dreikaiserbund zwischen Deutschland, Rußland und Österreich-Ungarn vermochte nur vorübergehend den alten russisch-slawischen Rassenhaß gegen Deutschland und seine wiedergewonnene Machtstellung zurückzudrängen. Schon 1878 auf dem Berliner Kongreß erhielt das Bündnis einen starken Stoß. Seitdem machten die leitenden Kreise Rußlands aus ihrem Haß gegen Deutschland und aus ihrem Streben nach Herstellung einer russisch-französischen Allianz kein Hehl mehr. Die Ereignisse in Bulgarien von 1885 und 1886, noch mehr aber die von Deutschland geduldete Besetzung Bosniens durch Österreich-Ungarn verschärften diesen Gegensatz bis zur äußersten Spannung. Niemals haben weite Kreise Rußlands uns und Österreich-Ungarn diese Tat verziehen, die den großslawischen Plänen den ersten empfindlichen Schlag versetzt haben.

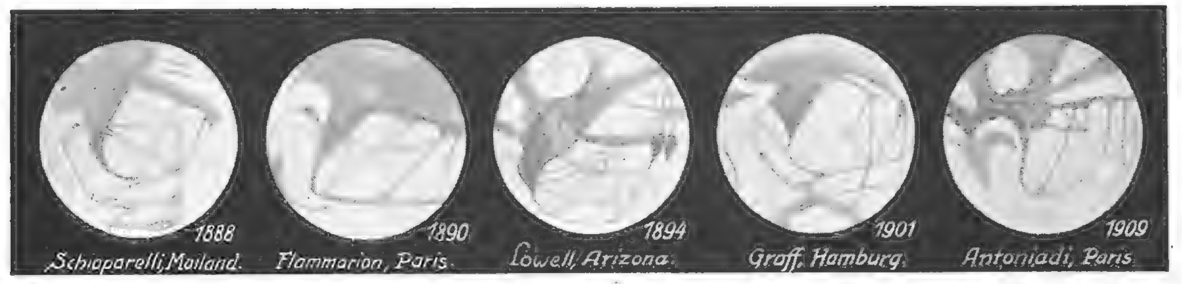
Es ist verwunderlich und schließlich verhängnisvoll geworden, daß man dies in Deutschland nie hat verstehen wollen, und daß man jahrzehntelang an dem verhängnisvollen Irrtum festgehalten hat, es gäbe für Deutschland nur eine einzige Allianz, die russische. Wesentlich erst im letzten Jahre hat das deutsche Volk eine Ahnung bekommen von der eigentlichen Stimmung im Osten der preußischen Grenze. Scharf hat der veröffentlichte Brief- und Depeschenwechsel zwischen dem Deutschen Kaiser und dem russischen Zaren, klar haben die Enthüllungen des Suchomlinow-Prozesses die Zustände beleuchtet und gezeigt, mit welch niedrigen Machenschaften, welcher Hinterlist und Heimtücke man uns einen Kampf aufgezwungen hat, auf den man längst im geheimen hingearbeitet hatte.

Daß das von Hindenburg und seinen Heeren beeinflußte Schicksal es anders fügte, als die allslawischen Kreise es planten, daß der russische Koloß unter den deutschen Streichen militärisch und innerpolitisch derart zusammenbrach, daß die Bolschewisten die Bitte um Frieden an Deutschland und seine Verbündeten richten mußten, darf uns nicht gegen die Lehren der Geschichte blind machen. Ein dauernder Frieden mit Rußland ist uns im Hinblick auf die Weltlage erwünscht, aber wir wollen nicht vergessen, daß die allslawischen Kreise und ihre Ideen immer noch in Rußland leben, wenn sie auch zurzeit durch die Ereignisse in den Hintergrund gedrängt sind.

Meinem gefallenen Burschen.

Von Leutnant Otto Riebicke.

Drei Jahre schritten wir nebeneinander her.
Du trugst Treue im Herzen. Und in der Hand das Gewehr
Schwieg niemals still.
Wenn die Schlachten aus unseren Tagen schrien
Und das große, grause Granatensprühen
Ueber uns ging:
Dann sang sich von deiner herben Seele
Ein Lied durch die rauhe Soldatenkehle.
Aber ein Lied — voller Freude!
So gingen wir beide
Nebeneinander her.
Und es war ein Klang:
Mein Portepee und dein Gewehr.
War jeder des anderen Kamerad
Und jeder des anderen Wille zur Tat.
Und wenn wir oft zwischen Schlamm und Tod
Ganz einsam waren in unserer Not,
Und des Himmels träge, finstere Nacht
Uns umhüllte,
Dann kamen ganz sacht
Auch unsere Herzen zueinander
Und sprachen für sich...
Oder es griffen sich unsere Hände,
Wenn der eine dem andern versinken sollte
Im Schlamm, und das Ende
Der Schlacht noch fern war...
Dann...
...mußte auch das sein:
Du gingst allein
In die frühe Nacht.
Und aus der wachsenden Schlacht
Schlich sich grüngiftig über das Steppengras
Gas. — — — — — — — — — —
Sie brachten dich: „Er fiel!"
Zwei Worte... sagen mir doch so viel
Von einer Treue, die mit mir schritt,
Von einem Willen, der mit mir stritt,
Von einer Stärke, die siegend ihr Leben
Für unsre deutsche Heimat gegeben...



Die Marslandschaft „Syrtis major“ und Umgebung, wie sie von bekannten Forschern verschiedener Länder zu verschiedenen Zeiten dargestellt wurden

Von einer andern Erde.

Von Bruno H. Bürgel. (Hierzu sechs Abbildungen.)

Haben Sie schon einmal unter einem guten Mikroskop das närrische Gewimmel in einem Wassertropfen betrachtet, der einer alten Regentonne oder einem Dorftümpel entnommen war? In diesen Zeiten ist das sehr interessant. Man kann viel dabei lernen, und wer Anlage zum Philosophen hat, wird Parallelen zwischen dieser winzigen Welt eines Wassertropfens und der unsrigen finden. Zahllose Geschöpfe wimmeln da in wahnsinniger Hast durcheinander, es ist ein Kampf aller gegen alle, ein Kampf ums Dasein, der mit wilder spartacistischer Rücksichtslosigkeit ausgefochten wird, und in dem der Robuste und Besserbewaffnete Sieger bleibt. Langsam aber trocknet die Zimmerwärme das Tröpfchens mehr und mehr ein, das Reich verkleinert sich, und eine Übervölkerung verschlimmert noch das Hasten und Jagen, Kämpfen und Sterben. Auf einmal aber ist alles vorbei! Das Wassertröpfchen ist nur noch ein graues Staubfleckchen auf der Glasplatte unter dem Mikroskop, der Kampf ist aus.

Wir waren sozusagen Zeugen eines Weltuntergangs. Daß diese Welt nur winzig klein ist, spielt keine Rolle im Naturgeschehen, denn die Natur kennt die rein menschlichen Begriffe von „groß“ und „klein“ nicht. Auch der Erdball ist millionenmal kleiner als andere Gestirne, die wir kennen, auch er ist nur ein Tropfen im Ozean der Unendlichkeit, denn mit den heutigen optischen Hilfsmitteln erkennen wir gegen 300 Millionen Sterne im Raum, von denen jeder eine Sonne ist, wahrscheinlich begleitet von vielen Erden gleich der unsrigen. Der Untergang des Erdenlebens erschiene einem erhabenen Geist im Universum nicht wichtiger, als uns die Katastrophe im Wassertropfen. Der Kampf der Menschen um Zipfel Landes dieses Sternleins ist durchaus vergleichbar den Kämpfen verschiedener Bakterienarten, die sich auf der Schale eines faulenden Apfels angesiedelt haben. —

Wie erbärmlich erscheint uns, von dieser Warte aus betrachtet, der ganze Jammer, den die Menschheit über sich gebracht hat, mit ihren Weltkriegen, Welthungersnöten, Weltrevolutionen! Die Sterne wandern weiter durch die Tiefen des Raumes ihren geheimnisvollen, wunderbaren Gang, und andächtig schauen wir empor zu ihnen, die uralte Sehnsucht im Herzen, daß es dort in der Ferne Erden geben könnte, auf denen ein weiseres Geschlecht dem Wahren, Schönen, Guten lebt. Noch hat die astronomische Wissenschaft nicht den Nachweis zu führen vermocht, daß solche Erdensterne in unserer Nachbarschaft existieren, wohl aber kennt sie Weltkörper, die die Vermutung zulassen, daß auf ihnen menschengleiche Wesen zu leben vermögen, und der törichte Glaube, nur die Erde, dieses Sandkorn im All, sei der Sitz denkender Geschöpfe, ist in unserem Zeitalter abgetan. Schon in allernächster Nähe der Erde wandert ein Weltkörper um die Sonne, der eine so überraschende Fülle von Einzelheiten zeigt, die auf Leben hindeuten, daß sich auf ihn seit Jahrzehnten die Blicke aller derer lenken, die den Glauben haben, daß das unendliche Universum nicht nur mit toten, rollenden Feuerbällen angefüllt ist, sondern daß Leben und Geist überall über die tote Materie triumphieren. Dieses Gestirn ist der Planet Mars.

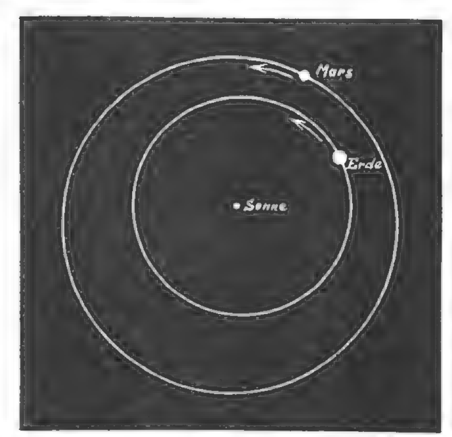
Die umstehende kleine Skizze zeigt deutlich die Bahnen, in denen sich die beiden Nachbargestirne Erde und Mars um die Sonne bewegen. Wir sehen, daß jener Planet weiter vom Sonnenball entfernt ist als die Erde, nämlich rund 228 Millionen Kilometer. Dementsprechend braucht der Mars auch fast zwei Jahre, um einmal die Sonne zu umkreisen, genau 687 Tage. Hingegen aber dreht er sich fast genau in der gleichen Zeit um seine Achse wie die Erde, so daß ein Tag auf dem Mars $24^1/_2$ Stunden währt. Seine Kugel ist bedeutend kleiner als der Erdball. Erst sieben Marskugeln ergeben eine Erde, und nur der vierte Teil der irdischen Länder und Meere hätte auf jenem Stern Platz. Dafür begleiten jenen Planeten aber zwei Monde, die freilich so winzig sind, daß sie selbst zusammen nicht hinreichen, die Nächte zu erhellen.



Der Planet Mars, wie er unter günstigen Verhältnissen in einem großen Fernrohr erscheint.

Zu manchen Zeiten kommen sich Mars und Erde bis auf 57 Millionen Kilometer nahe, und dann versuchen wir mit unseren Riesenfernrohren die Rätsel

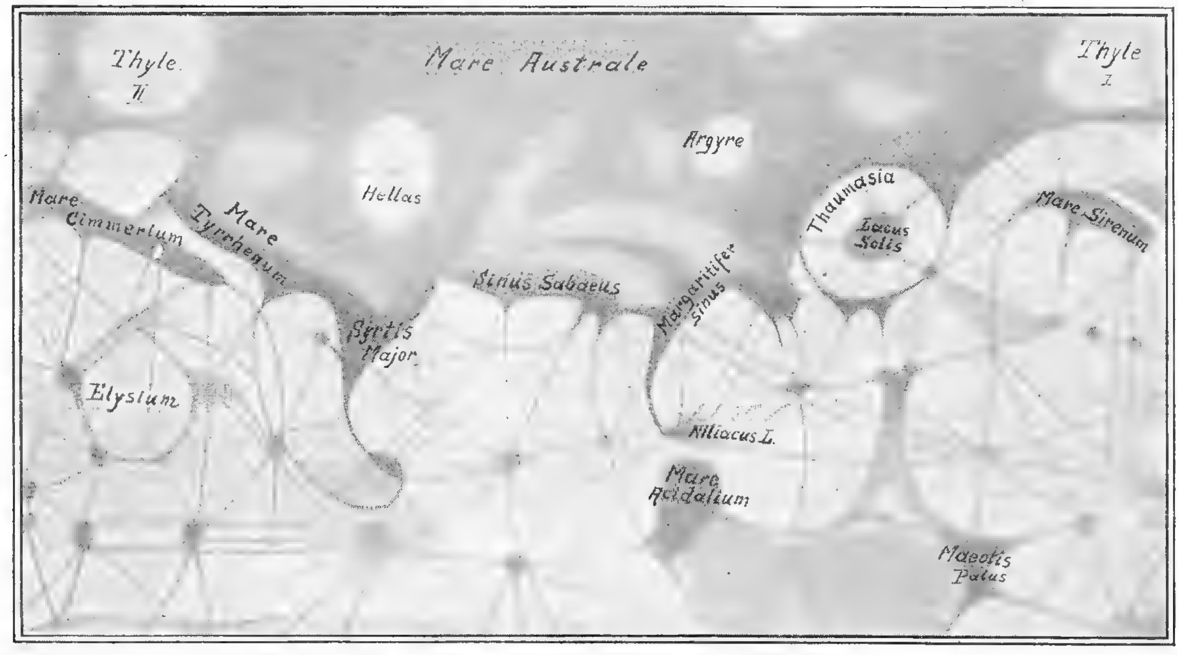
dieser Welt, die in diesen günstigen Tagen als ein sehr hellrot leuchtender Stern am Himmel steht, zu ergründen. — Der Planet erscheint dann im Fernrohr als rötlichgelbe Scheibe, auf der auch der Laie sofort an den Polen weiße Flecke bemerkt und ausgedehnte hellgelbe und graugrüne Flächen. Längere Beobachtungen lassen bald erkennen, daß die gelbroten ausgedehnten Partien offenbar Länder sind, die dunklen dagegen zum Teil als Meere, zum Teil als sehr veränderliche Gebiete zunächst rätselhafter Natur anzusprechen sind. Natürlich zeigen erst jahrzehntelange sorgfältige Forschungen, was auf jener Welt als beständiges Objekt zu gelten hat, und was nur vorübergehend als Wolken in der Marsatmosphäre, als jahreszeitliche Veränderungen (Nebel, Überschwemmungen, Schneefälle, veränderter Pflanzenwuchs) hervortritt. Eines unserer Bilder zeigt den Planeten Mars, wie er in einem großen Fernrohr bei sehr günstigen Verhältnissen erscheint. Wir sehen oben und unten die weißen Polarflecke und hellere und dunkle Gebiete auf der Scheibe. Nun wechseln auf dem Mars die Jahreszeiten genau so wie auf Erden, nur daß sie fast noch einmal so lang sind wie hier. Tritt z. B. für die Südhalbkugel des Mars Frühling ein, so verkleinert sich der Polarfleck mehr und mehr, und um die weiße Kappe legt sich ein dunkler Saum, wie ihn unser Bild auch zeigt. Je weiter der Sommer fortschreitet, desto kleiner wird die weiße Polmasse, desto dunkler werden die Meeresbuchten an den Grenzen des Südmeeres. Die Sonnenwärme ist es, die hier wirkt. In den Gebieten, die man früher für Wasser hielt, werden Streifen und Färbungen sichtbar, die von Blau zu Grün, später zu Braun und Gelb hinüberwechseln, und zeigen, daß es sich wahrscheinlich nicht um Wasser, sondern um Pflanzenwuchs handelt, den die durch die Schneeschmelze bewirkte Bewässerung hervorrief. Besonders der hervorragendste Marsforscher der Gegenwart, der Amerikaner Lowell, hat diese Details eingehend erforscht und vermag sie nur als jahreszeitliche Vegetationsänderungen zu erklären.



Die Bahnen der Erde und des Mars um die Sonne.

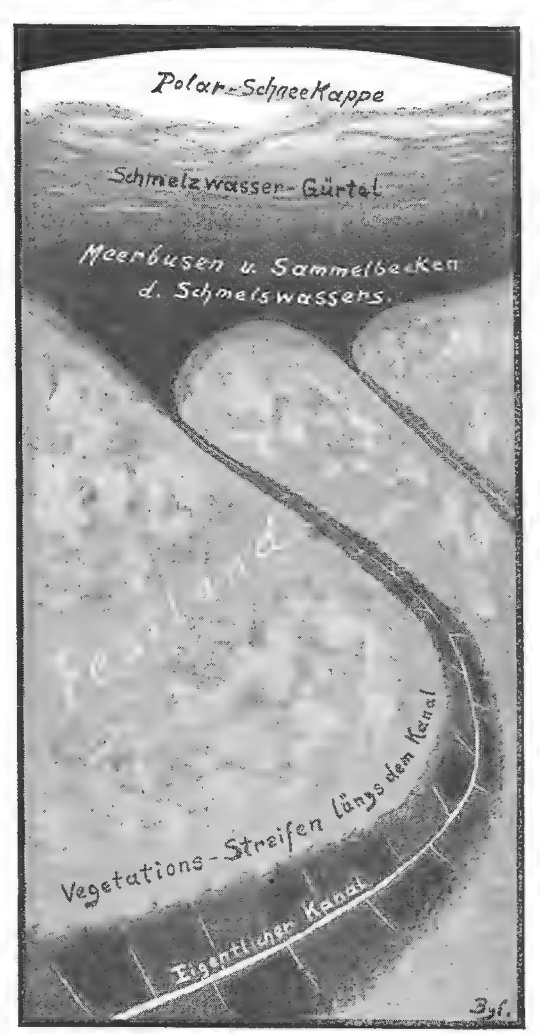
Ein Blick auf die hier beigegebene, von französischen Astronomen auf Grund jahrzehntelanger Marsforschungen zusammengestellte Karte des Planeten, läßt uns die Verhältnisse sehr gut überschauen. Wirkliche Meere, also ständig mit Wasser gefüllte Becken, scheinen nur die ganz dunkel dargestellten Gebiete zu sein und das rings um den Südpol liegende „Mare Australe“. Die Gebiete zwischen diesem Mare Australe und den als „Mare Tyrrhenum“, „Sinus Sabaeus“ und „Sinus Margaritifer“ bezeichneten Partien, in denen man schwach überflutete hellere Stellen von großer Ausdehnung sehen kann, die im Fernrohr noch außerordentlich viele Details zeigen, haben einen scheinbar sumpfigen Charakter. Die helleren Partien dort scheinen Erhöhungen zu sein, die je nach der Jahreszeit und den Wasserverhältnissen mehr oder weniger vom feuchten Element überflutet sind. Die ganze Nordhalbkugel des Planeten (sie ist auf dem Bilde unten, da die astronomischen Fernrohre die Dinge umgekehrt darstellen!) ist eine fast ununterbrochen zusammenhängende Ländermasse. Nur im „Mare Acidalium“ sehen wir ein Binnenmeer, an das sich rechts sumpfige Vegetationsgebiete anschließen.

Beachtet man im Anschluß hieran die Tatsache, daß der Planet Mars eine im Verhältnis zur Erde außerordentlich dünne und klare Lufthülle hat, in der langwährende und ausgedehnte Trübungen, große Wolkenmassen mit starken Niederschlägen kaum oder nur sehr selten vorkommen, so gewinnen wir mehr und mehr den Eindruck, daß unser Nachbar eine an Wasser sehr arme Welt ist. Dieses so wichtige Element tritt weder in



Karte des Planeten Mars nach den Beobachtungen französischer Astronomen.

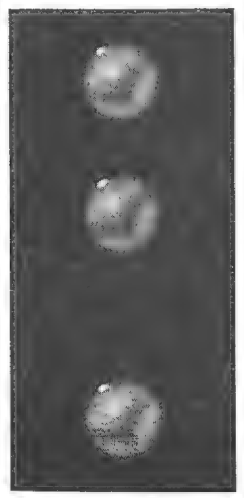
Gestalt ausgedehnter stationärer Meere hervor, noch in einem starken Kreislauf innerhalb der Atmosphäre, und mehr als sieben Zehntel des Planeten sind trockenes Wüstenland. Ist diese Nachbarerde wirklich bewohnt, so muß die Bewässerungsfrage, von der ja aller Pflanzenwuchs abhängt, zugleich eine Lebensfrage auf jener Welt sein. Und nun sehen wir in starken Fernrohren in der Tat die ganze Kugel des Mars mit einem wunderbargeometrischen Netz feiner Linien überzogen, die, von den dunklen Sammelbecken der echten Meere ausgehend, die Wüsten durchqueren, sich unter ganz bestimmten Winkeln schneiden, Figuren von so überraschender Formenklarheit und „Durchdachtheit“ bilden, daß es auch dem Phantasielosesten schwer fällt, diese Gebilde für Naturschöpfungen zu halten, die zufällig eine solche Zielstrebigkeit aufweisen. Unsere Karte gibt dieses Netz von Linien mit all seinen überraschenden, eine planvolle Anordnung zur Vermutung bringenden Einzelheiten wieder. Man hat diese Linien, die zuerst im Jahre 1877 von dem Mailänder Astronomen Schiaparelli gesehen wurden, „Kanäle“ genannt, und der Streit, ob es sich hier in der Tat um künstliche Wasserwege, zur Aufnahme und Ableitung des Schmelzwassers der Polargebiete und weiter zur Fruchtbarmachung der wasserlosen Wüstenländer handelt, ist bis heute noch nicht endgültig entschieden. Sind diese Linien auf dem Mars überhaupt in der Form, wie wir sie sehen, vorhanden? Sind sie wirklich Wasser- und Vegetationsbahnen? Sind sie in der Tat dann Werke einer enorm fortgeschrittenen Ingenieurkunst? Handelt es sich um ganz natürliche Gebilde, die uns unsere noch mangelhaften Instrumente in der gewaltigen Entfernung nur zu Linien zusammengezogen zur Darstellung bringen? — All diese Fragen sind auch heute noch nicht ganz geklärt. Maunders, ein ausgezeichneter englischer Astronom, hält die Linien für Täuschungen, Cerulli und Antoniadi, und mit ihnen wohl die meisten deutschen Astronomen, sind vom Vorhandensein der Gebilde auf dem Mars fest überzeugt, glauben aber, daß es in Wahrheit bei weitem nicht so feine gleichmäßige und schnurgerade Objekte sind, sondern daß es sich um viele verschieden gefärbte und geartete Flächen handelt, die unser Auge zu Punkten verbindet. Lowell, Flammarion und andere, die einen großen Teil ihres Lebens nur der Erforschung des Planeten gewidmet haben und seine genauesten Kenner sind, glauben die ganze Anordnung der Kanäle nur erklären zu können unter der Annahme, daß uns gleichgeartete Wesen sie anlegten oder ausbauten. Auch diese Kanäle stehen mit den Jahreszeiten, mit der Schneeschmelze an den Polen im Zusammenhang, werden erst sichtbar, wenn diese eingetreten ist, wachsen, von den Meeresbuchten ausgehend, immer weiter ins Land hinein, dem Marsäquator entgegen.



Schema eines Marskanals und seines Zusammenhanges mit dem Schmelzwassergebiet des Poles. Nach der hier dargestellten Auffassung sind die eigentlichen Kanäle nur schmal und im Fernrohr unsichtbar. Was uns als Kanäle erscheint, sind die breiten Vegetationsstreifen zu beiden Seiten des Kanals.

Messungen ergeben, daß diese „Kanäle“ 50—60, ja zuweilen über 100 Kilometer breit sind. Selbst wenn wir annehmen wollten, daß auf dem Planeten eine Bevölkerung lebt, die über uns ganz unbekannte technische Mittel verfügt, ist nicht wahrscheinlich, daß sie ein Riesennetz derartig breiter Wasserstraßen schaffen könnte. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die eigentlichen Kanäle nur schmal sind und uns ganz unsichtbar bleiben, während die durch ihre Bewässerung hervorgerufene breite Pflanzenwuchszone zu beiden Seiten eines solchen Kanals uns in Gestalt dieser Linienzüge im Fernrohr entgegentritt. Eines unserer Bilder zeigt diese Zusammenhänge in schematischer Weise.

Daß diese Linienzüge keine optischen Täuschungen sind, sondern wirklich vorhandene Gebilde, ist heute über allem Zweifel erhaben. Es liegen bereits Photographien des Mars vor, die zwar außerordentlich winzig sind und nur unter der Lupe Einzelheiten erkennen lassen, auf denen sich aber deutlich einige Hauptkanäle abbildeten. Auch die von den verschiedensten Forschern aller Herren Länder vorliegenden Marszeichnungen zeigen im großen und ganzen immer das gleiche Bild, wenn auch persönliche Auffassung und jahreszeitliche Unterschiede Abweichungen bedingen. Die hier abgebildete Zusammenstellung von Zeichnungen ein und derselben Marsgegend nach Beobachtungen hervorragender Astronomen wird das sehr gut veranschaulichen. Fast alle neueren Beobachter aber stellen fest, daß die Kanäle durchaus nicht so einfache schnurgerade Linien sind, sondern Reihen von sehr verschieden breiten, verschieden gefärbten Flecken mit viel Detail, das an der Grenze der Sichtbarkeit für unsere Instrumente steht. Indessen damit ist die ganze seltsam regelmäßige Anordnung des Liniennetzes nicht



Photographien des Planeten Mars. Diese winzigen Bilder in Originalgröße lassen in der Reproduktion keine Einzelheiten erkennen, doch zeigen die Platten unter der Lupe mancherlei Details sowie einige Kanäle.

aus der Welt geschafft, und auch die Auffassung, daß die Linien Vegetationsstreifen sind, ist mit dieser Feststellung eher unterstützt als widerlegt. Ebenso kann die neuerdings vielfach verfochtene Anschauung, jene Linien seien Spalten in der Marsoberfläche, ähnlich den durch Erdbeben entstehenden Spalten auf der Erde, nicht befriedigen, da auch sie die Regelmäßigkeit und die große Zahl der Liniensysteme nicht erklärt.

Viel stärkere Beweise gegen das Vorhandensein höher entwickelten Lebens auf unserem Nachbarn im Raum bildet die Tatsache, daß dieser Planet infolge seiner größeren Entfernung von der Sonne nur etwa die Hälfte der Wärme zugestrahlt erhält, die uns die Sonne spendet. Zudem zeigen alle Beobachtungen, daß die Marsatmosphäre viel dünner und klarer ist als unsere, und ausgedehnte Wolkenmassen, die eine starke Abkühlung verhindern, sehr selten sind. Berechnet man unter Zugrundelegung dieser Verhältnisse die mittlere Temperatur für unsere Nachbarwelt, so findet man, daß sie bei etwa 25 Grad Kälte liegt, und auch bei starker Sonnenstrahlung nicht weit über den Nullpunkt steigen wird. Um so rätselhafter ist es, daß trotzdem auf dem Mars die Polarflecke im Sommer fast ganz verschwinden, während die Erdpole stets vom ewigen Eise bedeckt bleiben. Man hat daher schon die Frage erwogen, ob die weiße Masse, die wir am Marspol sehen, überhaupt Schnee in unserem Sinne sein kann. Einige höher gelegene Landschaften auf dem Mars bedecken sich sehr häufig und mit großer Schnelligkeit bei eintretender Abkühlung (tiefer Sonnenstand am Abend) mit einer weißen Masse, die offenbar unserem Reif zu vergleichen ist. Auch das zeugt davon, daß auf dem Planeten nur zur Zeit kräftiger Sonnenstrahlung eine erträgliche Temperatur herrscht, und die dünne Luft etwa ein ähnliches Klima schafft, wie wir es bei uns im Hochgebirge finden.

So sieht sich die Marsforschung vielen Zweifeln und Widersprüchen gegenüber, und ein Fragezeichen reiht sich an das andere. Längst sind wir heute über den Standpunkt hinaus, daß nur die Erde ein bewohnter Stern ist. Sicher gibt es in dem ungeheuren Ozean von Welten viele solcher Erden, aber sehr schwer ist es, den wissenschaftlichen Beweis dafür zu erbringen. Der Mars ist ohne Zweifel ein Gestirn, das weiterhin in dieser Beziehung unsere größte Aufmerksamkeit verdient, noch aber leuchten wir vergeblich mit unserem Lichtstümpfchen Erkenntnis hinein in das ungeheure Dunkel der Unendlichkeit nach anderen Menschenbrüdern. Vielleicht aber lösen internationale Forschungen das Rätsel des Mars erst, wenn wir wieder gelernt haben, auf Erden brüderlicher zu sein!

Das vereinsamte Exil.

Von Carl Marilaun.

Schloß Eckartsau in den Donau-Auen ist in einer noch nicht einstündigen Automobilfahrt von Wien zu erreichen, aber trotz seiner Stadtnähe ist es wohl schon immer das einsamste und am wenigsten bekannte aller habsburgischen Schlösser gewesen. Es war jahrzehntelang unbewohnt, mitten im wildreichen Auwald gelegen und fast schon dem endgültigen Verfall preisgegeben. Erst vor etwa fünfzehn Jahren hat sich der damalige Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand für das verwunschene Schlößchen in einem der reichsten österreichischen Wildgehege zu interessieren begonnen. Sein Vorgänger Kronprinz Rudolf pflegte bei Eckartsauer Jagdbesuchen sein Nachtlager im Forsthaus aufzuschlagen. Das Schloß selbst betrat er niemals, und nie seit Menschengedenken wurden die verrosteten eisernen Fensterladen im ersten Stock geöffnet, um Luft und Licht in die moderigen Räume einzulassen, deren Fußböden von Nässe und Alter vermorscht und deren Seidentapeten brüchig geworden waren, deren Stuckdecken tiefe Risse aufwiesen, und um deren unzählige Jagdtrophäen Spinnengenerationen ungestört ihre Netze woben.

Franz Ferdinand, der ein großer und das richtige Weidmannsherz nicht immer erfreuender Nimrod gewesen ist, kam als ein Jäger, der Massenstrecken und Rekordabschüsse liebte, immer öfter in das durch seinen ungeheuren Wildreichtum berühmte Revier und gab schließlich den Auftrag, das unbewohnbare Schloß instand setzen zu lassen. Hier beherbergte er als Jagdgast seinen Freund Kaiser Wilhelm, der gleich ihm und im Gegensatz zu dem alten Weidmann Franz Joseph die Treibjagd, bei der das von der Kette der Treiber umzingelte und schließlich in Rudeln an der Büchse des Jagdherrn vorbeigeführte Wild fast wahllos zur Strecke gebracht zu werden pflegt, dem umständlicheren Anpirschen eines einzigen und dann meist allerdings kapitalen Hirsches bei weitem vorzog.

Als das Halali dieser wahrhaft kaiserlichen Jagden in Eckartsau verhallt und Erzherzog Franz Ferdinand den grünen Jägerrock für immer ausgezogen hatte, kam für das einsame Schloß in den toten Auwässern der nahe vorbeifließenden Donau wieder eine Reihe von stillen Jahren. Und erst Kaiser Karl verfiel bald nach seinem Regierungsantritt auf den, seinen Wienern nie völlig einleuchtenden Gedanken, ab und zu mit Frau und Kindern in dem etwas verwunschenen Schloß seinen Aufenthalt zu nehmen. Die Minister und Hofbeamten mögen diesen barocken und jedenfalls unbequemen Einfall ihres jungen Herrn wahrscheinlich nicht so selten in alleruntertänigster Heimlichkeit verwünscht haben, da der ohnehin umständliche Apparat der Verwaltungs- und Regierungsgeschäfte durch das ewige Hin- und Herfahren zwischen den verschiedenen Hofhaltungen, in Wien, in Baden, Reichenau und Laxenburg, nicht gerade vereinfacht wurde. Mitunter, insbesondere im letzten Kriegsjahr, als die Wiener Gerüchterstatterei zu blühen begann, schien es fast, daß sich der junge Monarch mit seiner Familie aus Sicherheitsgründen in diese freiwillige Verbannung zurückgezogen habe. Man faselte, daß das Schloß von jedem Verkehr mit der Außenwelt sorgsam abgeschnitten, von einem ungeheuren, in aller Heimlichkeit zusammengezogenen Militäraufgebot bewacht, mit Gräben und Zugbrücken kriegsmäßig verschanzt sei und dergleichen mehr.

Und dann kamen jene schicksalsvollen Spätherbstwochen, in denen der Zerfall der Monarchie so weit gediehen war, daß der Kaiser das von ihm zu jener Zeit bewohnte Schönbrunn wochenlang nicht mehr zu verlassen wagte und die Dinge mit einem nicht sehr kaiserlichen Fatalismus, mit einer Art von heroischer Wurstigkeit eben gehen ließ, wie sie gehen wollten. Er zeigte sich damals noch einige Male in dem den Spaziergängern geöffneten Park, und dieses Erscheinen des hinter den Kulissen um seinen tausendjährigen Thron kämpfenden oder schon im stillen verzichtenden jungen Kaisers unterm Volk war wie ein letztes tragisches, aber vergebliches Werben des Monarchen um Sympathien, die er vielleicht bis zum letzten Tage besessen haben mochte, die aber jedenfalls das Rad der



Jagdschloß Eckartsau an der Donau, der letzte Aufenthaltsort des Kaisers Karl in seinem früheren Reich. Phot. H. Schuhmann.

Weltgeschichte in seinem rasenden Lauf zum größten Teil vernichtet hatte.

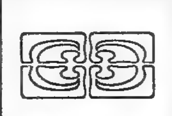
So verließ Kaiser Karl mit seiner Familie an einem trübselig nebeligen Oktoberabend das Schloß seiner Väter, und eine lange Automobilreihe, von deren Wagen man zuvor die Krone und den kaiserlichen Adler mit einer wahrscheinlich unnötigen Vorsicht entfernt hatte, brachte die Flüchtlinge in die selbstgewählte Verbannung. Es war Eckartsau, das verwunschene, traurige Schloß in den Stromauen, aus denen gespenstergleich die Nebel steigen, in dessen Wäldern zur herbstlichen Brunftzeit die Hirsche ihre wilden, klagenden und kampflustigen Stimmen erheben, in dessen schilfigen Sumpfufern Abertausende wilder Enten nisten und der schwarze, nirgends in Europa sonst noch vorkommende Vogel Kormoran, der leibhaftige Fischtod, in den Kronen hundertjähriger Bäume horstet.

Eckartsau, einst nichts weiter als der Zusammenkunftsort hochgeborener Jäger, trat an jenem trüben Herbstabend in die Geschichte ein. Das einstöckige, auch nach seinem teilweisen Wiederaufbau, der übrigens um Jahrzehnte zurückliegt, nichts weniger als kaiserliche Schlößchen war über den letzten Winter habsburgischer Herrschaft — bekanntlich hat Kaiser Karl ja keineswegs auf seinen Thron, sondern lediglich auf die Führung der Staatsgeschäfte verzichtet — der bescheidene, fast dürftige Zufluchtsort eines Dynasten, dessen Ahne allerdings aus der kaum stolzeren Habsburg seinen Einzug in die Weltgeschichte gehalten hat. Genaueres über die Lebensweise der exkaiserlichen Familie war eigentlich nie zu erfahren, im Gegensatz zu manchen in der Verbannung recht gesprächig gewordenen hohen Herrschaften hat sich der Exkaiser von Österreich der Öffentlichkeit gegenüber einer wortlosen Zurückhaltung beflissen. Mit Ausnahme des nach Eckartsau in jener Schicksalsnacht mitgenommenen Hofstaates, der infolge Versorgungsschwierigkeiten bald sehr gelichtet werden mußte, wurde seit Monaten niemand in das Schloß zugelassen. Die Gerüchte, daß gerührte Bauersfrauen aus der Umgebung mit einer Kanne Milch oder einem Korb Eiern nach Eckartsau monarchistische Wallfahrten unternommen hätten, haben sich durchweg als Märchen erwiesen. Ein von Wien entsendetes, übrigens unbeträchtliches Wacheaufgebot sorgte dafür, daß die Schloßbewohner unbehelligt blieben. Und nur ein englischer oder amerikanischer Journalist, der offenbar nicht von übermäßigem Feingefühl geplagt war, setzte es durch, vom Exkaiser zu einer äußerst belanglosen und nur wenige Minuten währenden Unterredung empfangen zu werden, und verkündete anderntags in den Zeitungen, daß er von der Kaiserin der Ehre gewürdigt worden wäre, dem kleinen Exkronprinzen eine Tafel Schweizer Schokolade schenken zu dürfen ...

Noch bevor die deutsch-österreichische Nationalversammlung der Frage, wie sie sich zu der nicht erfolgten Abdankung Kaiser Karls verhalten solle, nähertreten konnte, erfolgte mit einer überraschenden Plötzlichkeit die Ausreise der exkaiserlichen Familie in die Schweiz. Der dem Kaiser zugeteilte englische Ehrenkavalier hatte die Einstellung zweier Sonderzüge bis zur Schweizer Grenze verlangt, ohne anzugeben, daß sie für die Reise des letzten Habsburgers in das Land seiner Ahnen bestimmt seien. Die Züge wurden nach Eckartsau geleitet, und nur etwa hundert Einwohner der umliegenden Orte waren Zeuge des historischen Augenblicks, in dem Kaiser und Kaiserin mit ihren Kindern den mit englischer Wachmannschaft besetzten Sonderzug bestiegen. Sang- und klanglos ging mit dieser Fahrt aus dem niederösterreichischen Eckartsau zur schweizerischen Grenzstation eine Epoche europäischer Geschichte zu Ende. Unerkannt, unter fremdem Geleite, in einem gewissermaßen eingeschmuggelten Zug — der nach den Angaben des dem Exkaiser zugeteilten englischen Generals lediglich der Beförderung britischer Staatsangehöriger dienen sollte — verließ der letzte Erbe der habsburgischen Kaiserkrone das Land seiner Väter. Den ihm mehrmals abverlangten, ausdrücklichen Verzicht auf den Thron aber hat er nicht gegeben; ihm nahestehende Persönlichkeiten ließen im Gegenteil nach seiner Abreise in den Blättern verlauten, daß Exkaiser Karl die im Herbst gegebene Verzichtleistung auf die „Führung der Staatsgeschäfte“ als abgezwungen und rechtlich anfechtbar betrachte ...

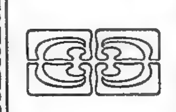
Doch er dürfte ja doch kaum mehr eines seiner glanzvollen Schlösser je im Leben wiedersehen, und wer die Art des gewesenen Kaisers kennt, kann kaum annehmen, daß er im Ernst besonderes Verlangen nach einer Wiedereinsetzung in das seinen Neigungen nicht sehr entsprechende Sorgenamt empfindet.

Unter allen ehemals habsburgischen Schlössern aber wird keines verödeter und vergessener sein als Eckartsau, dessen Dach der letzte Zufluchtsort des Kaisers eines nicht mehr bestehenden Österreichs war.



Dux.

Eine Hundegeschichte von Bernhard Flemes, Hameln.



Als Jagdhund war er auf die Welt gekommen. Da aber sein Herr wegen eines Augenleidens nicht mehr jagen durfte, auf die Gewohnheit, einen braunen Vorstehhund um sich zu haben, jedoch nicht verzichten mochte, so wurde Dux, der eben seine Ausbildungszeit beim Förster hinter sich hatte, nicht abgeschafft. In der ersten Zeit lag er viel an der Kette, bis er sich die Neigung, auf eigene Faust umherzustreifen, abgewöhnt zu haben schien. So lag er meist in der Sonne auf der Haustreppe und schnappte nach den Fliegen. Oder er durfte die Hühner aus dem Garten jagen und sich über den Igel ärgern, der im Stalle sein Wesen trieb, er durfte Besuch anmelden und gegen schäbige menschliche Kleidung Mißtrauen bekunden. Auch ließ er den kleinen Hans auf sich reiten oder sich gutmütig einen Schabernack gefallen, den der Bursch mit ihm trieb. Saß die Herrschaft vor der Tür, so knurrte er ergeben-behaglich, wenn ihm Stiefelsohlen aufs Fell gesetzt wurden. Überhaupt schien er sich mit der Zeit ein absolutes Gleichmaß erworben zu haben. Wozu Aufregung, wenn man sein gutes Futter hat und dick und rund dabei wird!

Aber eines Morgens — es war Mai, und die Welt roch nach tauiger Wiesenblüte — kamen Jäger von der Frühpirsch aus dem Walde und sprachen auf dem Hofe vor. Dux erschnüffelte an ihren Füßen den Geruch feuchten Waldbodens, an ihren Rucksäcken Rehschweiß, und alte, längst verschüttete Vorstellungen wurden in ihm wach.

Aus dem offenen Stubenfenster scholl das frohe Lachen der Jagdgäste, Klirren der Gläser und Bestecke. Auf dem Hofe war nur die Magd, die an der Pumpe Milchkannen spülte. Aber auch die ging in die Küche, und Dux war allein. Er erhob sich, machte einen Katzenbuckel mit Bewegung nach vorn, stemmte die Hinterbeine und reckte sich rückwärts aus, gähnte, schüttelte sich, daß das Halsband klapperte, schnaufte einmal kurz ab und tat ein paar Schritte gegen die Hoftür, die weit offen stand.

Dux sah um sich, äugte die Fenster ab. Nichts war zu sehen. Da trabte er gemächlich aus dem Dorfe, lief im Graben an der hohen Böschung entlang, wo er gewöhnlich das zu tun pflegte, was man in tiefster Abgeschiedenheit verrichtet, schnüffelte an den Hauhecheln und hob das linke Bein, schnüffelte an dem maroden Blecheimer und hob das rechte, stand auf dem Feldweg still und blickte hinter sich. Die Straße war leer. Nur weit zurück lief eine Henne mit ihren Küchlein über den Weg.

Dux trabte dem Walde zu. Bei dem Grenzsteine noch einmal ein kurzes Beinaufheben, dann hatte er plötzlich die Nase am Boden, schoß rechts, schoß links und folgte der vielzackigen Hasenspur. Der rote Klee schoß ihm um die Ohren, Blüten und Blätter vom Bohnenfelde stoben um ihn, und plötzlich merkte er, daß sich die Erde in rasender Geschwindigkeit unter ihm wegbewegte. Immer Klee, Bohnen, rauschendes Korn! Der Wald jagte ihm Buschwerk entgegen. Hei! — durch die grüne Welle! Bergan! Willfährig duckte sich der Berg unter seine Läufe. Farnwedel, hohe Simsen, Waldmeisterlaken, stinkende Wogen von Bärlauch schossen, wild geworden, unter ihm durch. Brombeerdickichte krochen scheu unter seinen schlanken Sätzen am Boden. Graue Säulen wirbelten rechts und links in tollem Tanz an ihm vorüber. Der ganze Berg raste ihm unaufhaltsam entgegen. Rehe sprangen ab, stürmten ins Dickicht. Das wollte nicht so schnell unter ihm durch. Er stand still. Lang hing ihm die rosige Zunge aus dem Maule. Auf dem blanken Felle zeigten sich kleine Schweißperlen. Hechelnd fiel er ins taufeuchte Waldgras, wälzte sich, sprang auf, schüttelte den Kopf und senkte ihn auf den Boden.

Und plötzlich begann der Boden sich wieder zu bewegen, wurde schneller, raste wieder. Insektenwolken stäubten hinter ihm aus den Gräsern; Eidechsen huschelten vor dem jagend braunen Glanz von Baumstümpfen; schwer ging ein Fasan hoch. Dux bellte an dem Stamme der jungen Buche hinauf. Das Echo jenseits der Lichtung bellte wieder. Dux warf ihm grobe Schmähungen zu, auf die es hastig antwortete. Da gab er es auf.

Trabend kam er in die Fichten, wo Reinekes Burg war. Er schnüffelte, kratzte wütend, piepte vor Erregung. Ging ans nächste Loch und trieb es da ebenso. Da hob es sich rot aus dem dritten Loch, funkelte kurz und stob schattenhaft davon. Hinterdrein!

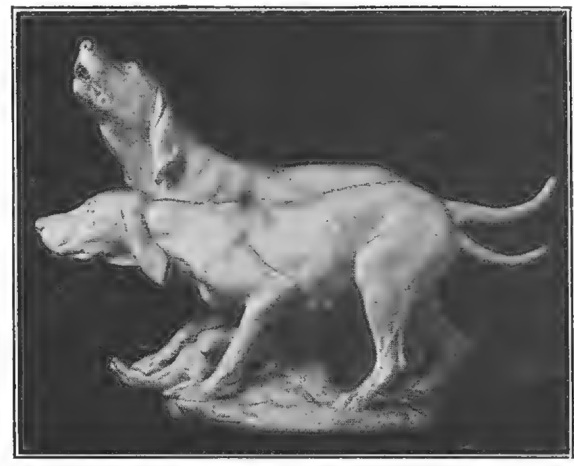
Der Waldboden verlor den Rest seiner Haltung. Er war nur mehr ein rauschendes, stäubendes, spritzendes Etwas, das sich dem Hunde wahnsinnig vor Hast entgegenstürzte. Die Höhen taumelten, die Hänge glitten, die Gründe kreisten. Irgendwo war das Rote plötzlich versunken. Aber Dux konnte es nicht glauben. Noch raste die Erde, noch stürzten gleich Bergbächen längst verlorene Gerüche unter ihm weg. Und immer kamen neue, andere, und wieder dieselben. Luft pfeilte ihm um die Ohren; Grün zischte, rauschte; Dürrholz prasselte. Leben! Leben! O jagender, wilder Wald! Mit tausend Pulsen fieberte es ihm entgegen, riß ihn ganz in seinen sausenden Takt; höchste Erdenlust schäumte ohne Aufhören um ihn.

Wo war der heilige Mann, den die Tiere liebten, daß er's bewundere, dies Leben, daß er's liebend streichelte, begütigend stillte?

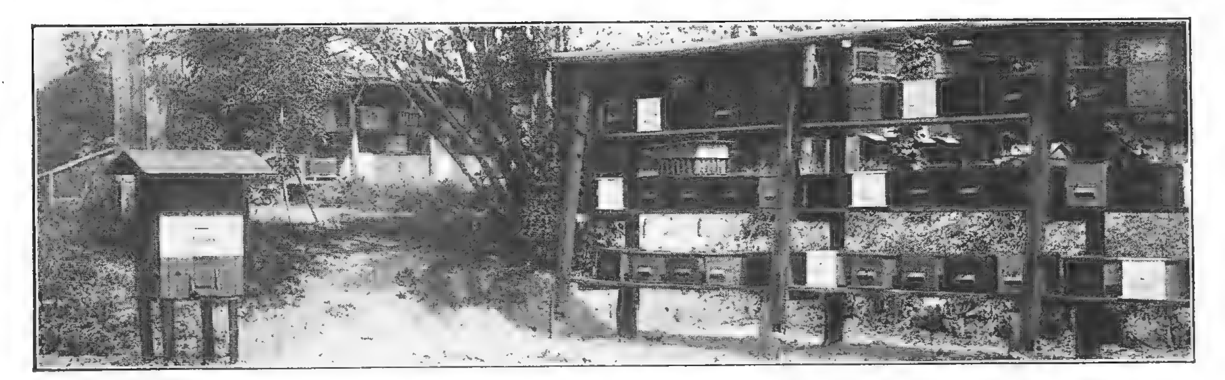
Der Förster war kein heiliger Franz. Ihm fiel die Unruhe des Waldes auf, als er durchs Revier ging. Und da sah er die braune Flamme.

Du Aas! knurrte er wütend. Ein Donner grollte. Der Berg stand, wie aus dem Taumel erwachend, plötzlich still.

Das Leben aber, das im Starken und Wilden plötzlich verbraust war, wehte, noch schimmernd von letzter Erdenlust, den Schattenwäldern der ewigen Ruhe entgegen.



Auf der Fährte.



Bienenzucht: Drohnenstand mit Zuchtstöcken.

Von Bienenzucht und Honig.

Von Fritz Jäger, Leipzig. (Hierzu zwei Abbildungen.)

Wir haben uns in diesem Kriege selbst geschlagen. Wahrlich Worte voll tiefster Bitterkeit. Aber jetzt gilt es, nicht in Lethargie und Apathie nach rückwärts zu träumen und alles über sich ergehen zu lassen, was da von innen und außen über uns hereinbricht, nein, jetzt heißt es schaffen, doppelt und dreifach mehr zu arbeiten als vor dem Kriege und versuchen, die Verhältnisse wieder erträglicher zu gestalten, sie in die Höhe zu bringen. Dazu sind aber neben eisernem Willen auch Körperkräfte notwendig.

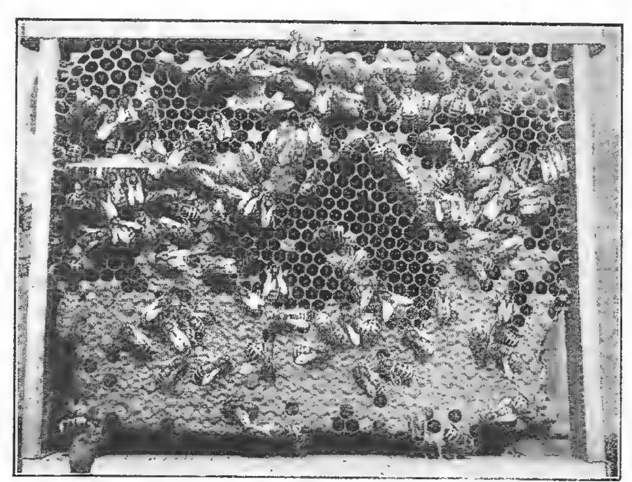
Aber Arbeit, erhöhte Arbeitsleistungen erfordern die Zuführung auch erhöhter Mengen von Nahrungsmitteln. Und damit sind wir jetzt schlecht bestellt. Erhöhte Muskelarbeit, erhöhte Anspannung der Energie ist abhängig von der Anreicherung unseres Körpers mit Kohlehydraten. Kohlehydrate aber sind Trauben- und Fruchtzucker, Rohrzucker, Stärke usw.

Woher diese jetzt nehmen?

Da bietet uns zur richtigen Zeit ein mittelgroßes Insekt seine Dienste an. Mancher hat bis jetzt nur einen Feind in ihm gesehen, der nichts anderes in Sinnen hat, als Menschen mit seinem Stachel zu stechen; ein anderer hat wohl gewußt, welch vorteilbringender Geselle ihm um die Ohren brummt und summt, und hat wohl Appetit nach seinem Arbeitsprodukte empfunden, aber sonst ist er ihm höchst gleichgültig gegenübergestanden, und nur wenige, namentlich von den Großstädtern, haben dieses kleine Tier zum segenbringenden Hausfreunde erkoren.

Ich meine die Biene.

Diese laßt uns vermehrt züchten um ihres Honigs willen. Denn der Honig ist es, der kraft seiner chemischen Zusammensetzung, kraft seiner Leichtverdaulichkeit imstande ist, die daniederliegende Energie unseres Körpers zu heben, unseren Nerven erhöhte Spannkraft zu verleihen und unsere Muskeln zu stählen, daß sie nicht erschlaffen, als treue Helfershelfer uns nicht im Stiche lassen, wenn wir jetzt doppelt und dreifach so viel schaffen wollen, um unsere wirtschaftlichen Verhältnisse emporzurichten zum eigenen Wohle und zum Besten der Gesamtheit. Wer hat nicht als Soldat auf dem Marsche frische Kräfte im Körper einziehen fühlen nach dem Genusse weniger Honigplätzchen?



Bruttafel mit Drohnen- und Arbeiter-Brutzellen.

Als Gott das jüdische Volk ins Gelobte Land zu führen versprach, da verhieß er ihm dasselbe als ein Paradies, wo Milch und Honig fließt. Ein Zeichen, daß Milch und Honig die begehrenswertesten Nahrungsmittel der jüdischen Bevölkerung waren. Sagt doch auch Jesus Sirach XXXIX, 31: „Der Mensch bedarf zu seinem Leben Wasser, Feuer, Eisen, Salz, Mehl, Honig, Milch, Wein, Öl und Kleider.“ In Unterägypten und Indien genoß die Biene heilige Verehrung, sie galt als Verkörperung der Götter Osiris und Wischnu. Die erste Speise, mit der der germanische Hausvater die Lippen seines Neugeborenen netzte, war Honig, und der griechische Philosoph Pythagoras vermeinte, sein Leben nicht auf 90 Jahre gebracht zu haben, wäre nicht Honig seine tägliche Nahrung gewesen. Salomo und Mohammed rühmen den Honig als Genuß- und Arzneimittel, und Karl der Große und der Alte Fritz hoben die Bienenzucht in ihren Ländern auf einen hohen Stand. So ergab eine brandenburgische Statistik im Jahre 1775 42000 Bienenstöcke, aber schon 1780 die hohe Summe von 72000. Leider haben die späteren Regierungen für die deutsche Imkerei nur wenig Verständnis gehabt, sie sank immer mehr hinab, und nur ein ganz geringer Teil unserer deutschen Volksbrüder hat ihr Treue gehalten.

Honig ist ein Nähr- und Genußmittel. Seine Hauptbestandteile, Trauben- und Fruchtzucker, gehen ohne irgendwelche chemische Umsetzung in unseren Blutkreislauf über, während unser hauptsächlicher Wirtschaftssüßer, der Rohrzucker, im Magen erst invertiert, das heißt in Trauben- und Fruchtzucker zerlegt werden muß, um assimiliert zu werden. All diesen Zucker und mit ihm Kalk, Kali, Phosphorsäure, Schwefelsäure und Chlor sammelt das Bienchen aus dem Nektarsafte der Blüten, Eiweiß und Fett aus dem Blütenstaube, dem Pollen: Produkte, die zum Aufbau und zur Erhaltung des

menschlichen Körpers unersetzlich sind. Dabei hat die Natur für Abwechslung in unserem Honig-Tischlein-decke-dich reichlich gesorgt. Köstlich an Duft und von bunter Verschiedenheit prangt der Blumenteppich im Sommer, gewürzige Luft verbreitet weithin im Juni und Juli unser Lindenbaum, vor ihm im Juni die Pseudoakazie oder Robinie und im August die goldige Fenchelblüten tragende Flur. Und all dieses Aroma bringt die fleißige Sammlerin Biene mit heim in den Stock und schenkt uns so einen Honig, der Abwechslung bringt in Geschmack, unseren Appetit und unsere Verdauung fördernd.

Professor Klemperer sagt im Handbuch der Ernährungstherapie von E. v. Leyden: „Wir haben vor allen Dingen im Honig ein Nahrungsmittel, das wohl von allen Menschen gern genommen und meist gut vertragen wird, das wohl geeignet ist, die teueren künstlichen Kohlehydrat-Nährpräparate völlig zu ersetzen. Honig enthält in 100 Teilen:

Wasser 16,13
Invertzucker (Frucht- und Traubenzucker) 78,74
Rohrzucker 2,69
Eiweiß 1,29
Asche 0,12.

Ein Eßlöffel voll Honig enthält ca. 75 Kalorien mehr als ein Ei, es ist also noch nahrhafter als Malzextrakt. (Eine Kalorie ist die Wärme, die nötig ist, um 1000 g Wasser von 0° auf 1° Celsius zu erwärmen.) Honig wird verhältnismäßig viel zu wenig angewendet; in allen Zuständen, die Kohlehydratzufuhr notwendig machen, ist er indiziert. Er kann rein oder in Wasser gelöst gegeben werden."

Durch einen gewissen Prozentsatz Ameisensäure wirkt Honig im Magen bakterienvernichtend. Diese übt also hier bis zu gewissem Grade die gleiche Wirkung aus wie die Salzsäure im Magensafte.

Daß Honig die Zähne schädigen könnte, dafür besteht wegen seines nur kurzen Aufenthaltes im Munde keine Gefahr.

Aber nicht nur als Honigspenderin bringt uns die Imme reichlichen Segen, nein, ihrem Nektarsammeleifer ist weiterhin erhöhter Fruchtansatz an unseren Kulturbäumen und -sträuchern, manch volle Samenernte zu danken. Bei ihren Blütenbesuchen überträgt die rege Bienenschar den männlichen Blütenstaub auf den weiblichen Griffel und hilft hierdurch unbewußt die Pflanzenwelt befruchten. 4160000000000 Blüten*) sollen an einem einzigen warmen Sommertage von den Arbeitsbienen Deutschlands zur Fruchtentfaltung bestäubt werden. Bringt die Bienenzucht im Deutschen Reiche jährlich 20—30 Millionen Mark für Honig und Wachs, so würde ihr Bestäubungsnutzen ungefähr 150 Millionen erreichen. Professor Cook*) vom Landwirtschaftlichen Institut in Michigan wies nach, daß Zweige von

	mit Gaze bedeckt:	unbedeckt:
Äpfeln	2%	20%
Birnen	0%	50%
Kirschen	3%	40%
Stachelbeeren . .	9%	27%

Früchte brachten.

In Pfirsichtreibhäusern z. B. Nürnbergs, in Vanilleplantagen Ceylons, wo früher die Blütenbestäubung mühsam durch menschliche Hände vermittels feiner Haarpinsel ausgeführt wurde, überläßt man diese Arbeit jetzt Bienen, die man vermehrt hierzu eingeführt hat. Doppelter Gewinn lohnt diese Maßnahme, denn man konnte berechnen, daß z. B. von 50 Bienenvölkern täglich 15 Millionen Vanilleblüten bestäubt wurden. Wir sehen, Obstbau und Bienenzucht umschließen einander wie die Glieder einer Familie: sie leben und weben einer für das Wohl des anderen.

*) Vgl. Enoch Zander, das Leben der Biene. Band IV.

Aus der Not des Krieges heraus erwuchs aus manchem Stück Brachland gemüsetragendes Feld, früchtebringender Garten. Mögen beide in Zukunft an strauchwerkgeschützter Stelle eines Bienenstandes in guter Obhut nicht entbehren.

Wenn auch in dem Häusermeere der Großstadt, auf flachen Dächern sogar gewinnbringend von begeisterten Anhängern der Imkerei solche betrieben worden ist, so eignet sich doch im allgemeinen ein zugfreies Plätzchen im Hofe oder Garten, wo kein Mitmensch belästigt werden kann, am besten zur Aufstellung von Bienenwohnungen. Die Flugrichtung des Volkes muß von dem nachbarlichen Grundstücke abgewendet sein. Am besten bildet eine Mauer von $2^1/_2$ m Höhe die Grenze. Fehlt es an einer solchen, so kann man durch angepflanztes Gesträuch die Bienen zwingen, ihren Flug nach oben zu nehmen, um jede Belästigungsmöglichkeit zu beschneiden. Ein vernünftiger Nachbar wird überhaupt keine Einwendungen zu machen haben, gereicht ihm die befruchtende Tätigkeit der Immen doch selbst im eigenen Garten zum größten Nutzen, und ohne selbst nach den summenden Gästen zu schlagen, wird er kaum von einem Stiche getroffen werden. Die Biene sticht nur, wenn sie gereizt wird, leichter bei schwüler Gewitterstimmung, wenn man vor dem Bienenstande in ihrer Flugrichtung steht oder durchschwitzt hastig an ihrer Behausung herumarbeitet. Ruhe und nochmals Ruhe ist die Grundbedingung bei Verrichtungen am Bienenstande. Nervöse Leute haben durch die Bienenzucht beste Gelegenheit, Selbstbeherrschung zu lernen, anderseits wird ihm der Bien ein „gefühlvoller", aber erfolgreicher Lehrherr sein. Und sitzt ein Stich — nun, so zieht man den Stachel aus der Wunde und gibt kalte Umschläge. Zudem soll Bienengift das beste Gegenmittel bei rheumatischen Erkrankungen sein. Man sagt, nur Rheumatiker schwellen nach Bienenstichen an. Bei allen eingreifenden Arbeiten am Volke schützt man Kopf und Hals mittels der Bienenhaube, Hände und Arme durch weit aufwärtsreichende Handschuhe. Gamaschen bewahren uns vor unliebsamem Emporwandern unserer Freunde unter den Beinkleidern. Eine Imkerpfeife, angefüllt mit Tabak oder qualmendem Holze, vervollständigt unser Gewaffen. Einkaufszeit ist das Frühjahr, am besten der April, Einkaufsort ein bekannter, ehrlicher Nachbarimker oder eine gutempfohlene Firma, Einkaufsrasse das deutsche Bienenvolk. Mehr als drei bis vier Stöcke lege man sich anfangs nicht zu, denn auch die Bienenzucht muß gelernt werden. Ausgezeichnete Lehrbücher darüber sind geschrieben worden, die beste Lehre besteht aber auch hier in den Unterweisungen durch erfahrene Imker. Eintritt in einen Bienenzüchterverein, Besuch seiner Versammlungen wirkt belehrend durch Rede und Gegenrede, durch Vorträge und praktische Vorführungen.

Draußen regen sich Kräfte, da schafft es und wirkt es, die ganze Welt um mich sproßt und grünt und blüht bei Amselruf und Finkenschlag und beim lustigen Summen meiner Bienen. So wächst auch die Hoffnung in mir, mein deutsches Vaterland, auch daß du wieder grünen wirst, wenn auch erst bescheiden, aber schließlich wirst du doch, alle Not überwindend, empor dich recken wie ein stolzer Wald, der trotzig steht wider Wetter und Sturm.

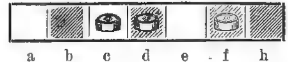
Dazu wollen wir alle helfen, ein jeder nach seiner Art, nach seinem besten Wissen und Können.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Für Österreich-Ungarn Herausgeber; Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Rätsel und Spiele

Nimaufgabe.



a b c d e f h

Auf der wagerechten Reihe eines Dambretts stehen 3 Damsteine, und zwar auf den Feldern c, d, f. Zwei Spieler A und B sollen in abwechselnden Zügen die 3 Steine in das Feld a spielen, und zwar nach folgender Regel: jeder Spieler darf bei jedem Zuge, stets in der Richtung von rechts nach links, nur einen Stein ziehen, dessen Wahl ihm jedesmal freisteht. Wie viele Felder weit jeder den Stein zieht, steht in seinem Belieben; er darf den Stein auf einen andern setzen oder einen oder beide andere damit überspringen. Wer den letzten Stein in das Feld a bringt, gewinnt. A zieht an; wie muß er ziehen, damit er gewinnt?

Homonym.

Stolz und erhaben, in alter Zeit,
Bürger der Stadt, die dem Erdkreis gebot,
Herrschend darin über Leben und Tod —
So steht er vor uns, ruhmvoll noch heut.

Zierlich Gefäße, voll Kostbarkeit,
Durchsichtig schimmernd, in farbiger Pracht,
Schlank oder rund, wie's die Mode erdacht —
So steht er vor uns, freudegeweiht.

Ehrwürd'ger Bau der Vergangenheit,
Wahrzeichen von einer altdeutschen Stadt,
Der hohen Glanz er verliehen einst hat —
So steht er vor uns, trotzend der Zeit. H. v. F.

Fern und nah.

Willst du nach „Kreuz" mich einmal sehen,
Mußt du schon bis zur Nahe gehen,
Doch wenn vor „bar" ich einmal stehe,
Hast du mich stets in deiner Nähe. R. D.

Rösselsprung.

	nur	ent=	es	macht	
sa=	höch=	uns	p.	tu=	kann
füh=	ihr	gend	sten	le	cor=
zur	gen	il=	do h	das	die
	ren	glück	kann	ne=	

R. B.

Entzifferungsaufgabe.

4 9 6 7 – 5 18 11, – 4 9 2 10 – 3 13 16 10! – 14 9 6 3 15 5 10 12 – 18 10 12 – 12 2 9 10 3 15 – 14 9 6 3 16 17 5 11 11 9 10 – 3 15 5 10 12 – 12 2 6 – 18 10 12 – 14 9 6 12 2 9 10 3 5. – 2 3 15 – 5 1 9 6 – „11 6 9 2 – 14 13 10 – 5 10 12 9 6 10" – 12 9 2 10 – 1 9 8 9 17 6 9 10 – 12 5 10 10 – 3 9 2 – 5 18 16 17 – 11 6 9 2 – 14 13 10 – 5 10 12 9 6 9 10 – 1 9 8 9 17 6 9 10. Ersetzt man die Zahlen durch die richtigen Buchstaben, so erhält man eine Lebensregel von Adolf Wilbrandt. Den Schlüssel zur Lösung enthalten folgende Wörter: 1 2 3 4 5 6 7 Stadt im Kreise Stendal, 8 9 10 11 Schweizer Universität, 12 13 10 russischer Strom, 14 9 15 3 16 17 5 18 Städtchen im Kreise Kalau.

Rätsel.

Mit a ein ganz kurioser Wicht,
Ein Schlaufuchs ersten Ranges,
Du findest störrischer ihn nicht
Vom Rheine bis zum Ganges.

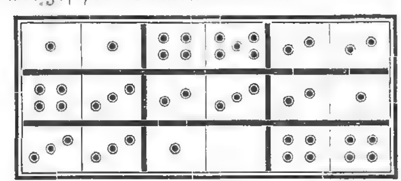
Mit e verbirgt er manches Schöne,
Er ist bei alt und jung bekannt;
Und daß ich's nebenbei erwähne,
Beim Kochen ist er stets zur Hand.

Rätsel.

Der Lebensweg, den sich dein Fuß erkor,
Ist nicht beständig so bequem und breit,
Daß heut sich gleichgesinnt an gestern reiht,
Manch inneres „Wort" geht in dir selber vor.
Nach Wahrheit aber strebe stets aufs neu,
Und machst du täglich Dir zur ersten Pflicht,
Daß ihr dein „Wort mit andrem Haupt" entspricht,
So bleibst trotz allem du dir selber treu. G. F.

Auflösungen der Rätsel in Heft 31.

Magisches Dominoviereck:



Die zweite Lösung findet man leicht, wenn man die erste um 90 Grad von rechts nach links dreht und dann umkippt.

Umstellrätsel: Dalarne, Edinburgh, Uglitsch, Tafelberg, Soonwald, Charleston, Haarlem, Laufenburg, Amsterdam, Nanterre, Dardanellen. — Deutschland.

Rösselsprung:

Versagtes schlag dir aus dem Sinn,
Schau nicht verlangend darnach hin!
Glaub mir, schon darin liegt allein
Ein Talisman zum Glücklichsein!

Adelheid Stier.

Dreisilbige Scharade: Fürsprache.

Streichrätsel: Speyer, Speer, Spree, See.

Böse Folge: Lerche, Leiche.

Rätsel: Schill — Schiller.

Schach.

Redigiert von J. Mieses.

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum" richten.

Zur Erinnerung an den im Spätsommer 1918 in Frankreich gefallenen Schachmeister Erich Cohn, der zu den besten deutschen Meistern gehörte, sei die nachstehende Partie gebracht. (Gespielt im Turnier zu Abbazia 1912.)

Läufergambit.

Erich Cohn.	Rosselli.
Weiß.	Schwarz.
1. e2–e4	e7–e5
2. f2–f4	e5×f4
3. Lf1–c4	Sg8–f6

Eine gute und sichere Verteidigung, die vor der üblichen 3. ..., d7–d5, 4. Lc4×d5, Dd8–h4+ usw. manche Vorzüge hat. Schwarz behält bis auf weiteres den Gambitbauern und kann, wenn Weiß ihn zurückgewinnt, auf Kompensationen rechnen.

4. Sb1–c3 Sb8–c6
5. Sg1–f3 Lf8–b4
6. 0–0 0–0
7. e4–e5 ...

Hier könnte man sich zu dem Bauernopfer 7. d2–d4, Lb4×c3, 8. b2×c3, Sf6×e4, 9. d4–d5 usw. versucht fühlen, das aber nicht gesund sein dürfte.

7. ... Sf6–g4
8. d2–d4 d7–d6
9. h2–h3 Sg4–e3
10. Lc1×e3 f4×e3
11. Sc3–d5 Lb4–a5

Bedeutend besser ist hier 11. ..., Lc8–e6!

12. Dd1–e2! Lc8–e6

Schwarz hat jetzt bereits ein schwieriges Spiel. Falls z. B. 12. ..., d6×e5, so 13. d4×e5, Lc8–e6, 14. Ta1–d1 und Weiß steht besser.

13. Sd5×e3 Le6×c4
14. Se3×c4 d6×e5
15. Sc4×a5 Sc6×a5
16. De2×e5 Sa5–c6
17. De5–f4 Dd8–d7

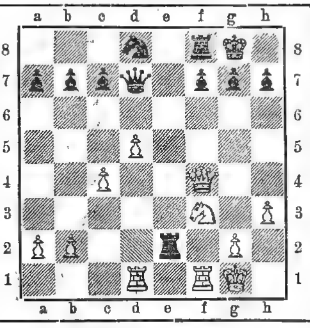
Der Stellungsvorteil von Weiß ist jetzt evident: er beherrscht einen größeren Teil des Brettes als Schwarz und hat auf dem Damenflügel eine Bauernübermacht. Zudem ist die schwarze Königsstellung leicht Angriffen ausgesetzt.

18. Ta1–d1 Ta8–e8
19. d4–d5 Sc6–d8

Allzu ängstlich gespielt. Es mußte 19. ..., Sc6–e7 geschehen, wenngleich auch dann Weiß das überlegene Spiel behauptet.

20. c2–c4 Te8–e2

Stellung nach dem 20. Zuge von Schwarz.



21. Sf3–d4! ...

Weiß hat die ihm von Gegner gebotenen Chancen vortrefflich ausgenutzt und führt die Partie nun energisch zu Ende.

21. ... Te2×b2
22. Sd4–f5 Tb2–b6?

Schwarz übersieht die ihm drohende Gefahr. Die einzige Antwort, die für ihn in Betracht kommt, ist 22. ..., f7–f6, worauf Weiß mit 23. Td1–e1, Tf8–f7!, 24. Te1–e3 nebst Tf1–e1 den Angriff mit Erfolg fortsetzen würde.

23. Df4–g4 Schwarz gibt auf, da Matt oder Damenverlust durch Sf5–h6 nicht zu verhindern ist.

Lösung der Aufgabe Nr. 53.

1. Lf4–d2 Kd4–e5
2. Ld2–e3 usw.
1. ... b5–b4
2. Ld2 e3+ usw.
1. ... Kd4–c4
2. b2–b3+ usw.
1. ... beliebig
2. Ld2–c3+ usw.

Richtig gelöst von Th. Ockelmann in Lübeck, Otto Gingeleit in Letzkauerweide.

Aufgabe Nr. 52 wurde richtig gelöst von Pauls in Fürstenau, Hans von Gogh in Hamburg, Franz Kalaus in Brüx.

Schachbriefwechsel.

F. K. in Brüx. Ihr Vierzüger ist zur Veröffentlichung noch nicht geeignet. Nebenbei bemerkt, ist er durch 1. Lg4, fg (am besten) 2. Kc8 usw. nebenlösig.

Praktische Ratschläge

Wie man Spargel kochen soll. Der Spargel, der Aristokrat unter den jungen Gemüsen, wird leider oft nicht mit der genügenden Sorgfalt zubereitet, um zart und mit vollem Aroma auf den Tisch zu kommen. Am schönsten mundet naturgemäß frischgestochener und darauf bald gekochter Spargel. Das können sich natürlich nur die wenigsten Hausfrauen leisten. Niemals aber sollte man den in der Markthalle oder beim Gärtner gekauften Spargel länger als unbedingt nötig liegen lassen, da er sonst sehr an Wohlgeschmack verliert, zumal man ja nie genau weiß, wann er schon gestochen wurde. Spargel, der an den Schnittflächen und am untern Teile rostbraune Streifen und Flecken aufweist, ist, weil schon länger gestochen, zurückzuweisen. Manche Spargelzüchter, besonders die, die einen Spargelversand haben, wenden einen bewährten Kniff gegen das Ausfließen des Saftes und Verflüchtigen des Aromas beim Spargel an. Sie bestreichen gleich nach dem Stechen die Schnittflächen des Spargel mit einem glühenden Eisen. Das Verfahren ist auch der Hausfrau zu empfehlen, wenn sie notgedrungen frischgestochenen Spargel einmal länger liegen lassen muß. Daß er außerdem in den Eisschrank oder in einen kalten Keller, möglichst auf den Fußboden gelegt und in feuchte Leinwandtücher eingeschlagen werden muß, dürfte bekannt sein. Beim Schälen des Spargels werden mehrere Fehler begangen. Hier ist einmal Sparsamkeit am falschen Platze, denn zu dünn geschälter Spargel schmeckt leicht holzig, und zu lang daran belassene Enden schmecken bitter. So kann dadurch der ganze Genuß beeinträchtigt werden. Die Spargelschalen wegzuwerfen, würde eine große Verschwendung bedeuten, denn sie ergeben ausgekocht eine gute Suppe und getrocknet eine vorzügliche Suppenwürze für das ganze Jahr, ebenso wie die holzigen Enden des oft zu lang gestochenen Spargels. Will man diese Enden frisch zu einer Suppe oder zu Mischgemüse verwenden, so prüfe man sie vorher auf etwaige Bitterkeit. Ein einziges bitteres Spargelendchen kann die ganze Suppe verderben. Beim Abtrocknen verliert sich merkwürdigerweise dieser Bitterstoff, so daß man Schalen und holzige Enden von bitterlich schmeckendem Spargel unbesorgt dörren kann. Sehr zu empfehlen ist es, den Spargel mit einem bronzierten Obstmesser, anstatt eines gewöhnlichen Messers mit Stahlklinge zu schälen, denn der Stahl verursacht oft einen metallischen Beigeschmack. — Über die Frage, ob man den Spargel mit oder ohne Salz zusetzen soll, gehen die Meinungen sehr auseinander. Feinschmecker behaupten, daß gleich mit Salz angesetzter Spargel ausgelaugt und des Aromas zum größten Teil beraubt wird, andere wieder sind der Ansicht, daß salzlos angekochter Spargel leicht fade schmeckt. Da nun aber häufig der Fall eintritt, daß selbst ganz frisch gestochener Spargel, den man mit Salz aufsetzte, einen leicht säuerlichen Geschmack zeigt, empfiehlt sich doch das Verfahren, ihn etwa $^2/_3$ der Kochzeit ohne Salz zu kochen und dann erst dasselbe zuzusetzen. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß dieser leicht säuerliche Geschmack seine Ursache teils in der Bodenbeschaffenheit des Spargelbeetes, teils in seiner Düngung hat, und das gleich zugefügte Kochsalz eine chemische Verbindung mit den Nährsalzen des Spargels eingeht, wodurch der befremdliche, säuerliche Geschmack entsteht. Ganz derselbe Spargel, anfangs ohne Salzzusatz gekocht, wies diesen Geschmack nicht auf. Will man das Spargelaroma noch erhöhen, so füge man dem Kochwasser eine kleine Messerspitze Zucker bei. Man wird über die Wirkung dieses einfachen Kniffs erstaunt sein. Das Kochwasser ist so knapp wie möglich zu bemessen, es braucht die Spargelstangen nur grade zu bedecken. Ein Zuviel entzieht ihm zuviel Aroma. Das Kochwasser hebe man für eine Suppe auf, wenn man es nicht zu einer Eiertunke zu dem Spargel benutzt. Um festzustellen, ob der Spargel weich genug ist, bediene man sich einer feinen Aluminium-Stricknadel, die man in das Spargelende, niemals in das Köpfchen sticht. Man hüte sich, den Spargel zu weich zu kochen, er schmeckt dann weniger fein und wird durch Abfallen der Köpfchen leicht unansehnlich. Beim Herausnehmen sei man sehr vorsichtig, und richte den Spargel auf gut erhitzter Schüssel an.

M. Kn.

Wie man hart gewordene Gebrauchsgegenstände aus Gummi behandelt. Hartgewordene Gummisachen müssen sofort in zweckmäßiger Weise behandelt und dürfen nicht erst lange gedrückt werden, sonst bricht der Gummi, und die Gegenstände werden dadurch wertlos. Man lege sie in ein sauberes Kochgeschirr mit kaltem Wasser, dem man einige Teelöffel voll Glyzerin zusetzt, und bringe den Topf auf nur sehr mäßiges Feuer, wo man das Wasser ganz langsam erhitzt. Es darf bis zum Kochen kommen, muß aber dann sofort zurückgezogen werden. Dann läßt man es in derselben langsamen Weise verkühlen und mache durch behutsames Drücken und Streichen den nun wieder weich und elastisch gewordenen Gummi ganz weich und schmiegsam. Gummibirnen und Schläuche kann man auch eine Zeitlang langsam kochen lassen, nur nicht die aus dünnem Gummi hergestellten Gegenstände, die durch das einfache Erhitzen im Wasser schon genügend weich werden. Sollte dieses Mittel versagen, so handelt es sich um keinen reinen Gummi, sondern um minderwertigen Gummiersatz. Ein Einreiben mit verdünntem Glyzerin nach dem Erhitzen bzw. Kochen, trägt viel zu dauernder Elastizität bei, und dieses einfache Mittel empfiehlt sich besonders für die Aufbewahrung von Gummigegenständen, die dann noch in leinene Tücher zu wickeln und weder an zu kaltem, noch zu warmem Orte aufzubewahren sind. Durch eine derartige Behandlung hart gewordener Gummisachen kann man manche Neuanschaffung vermeiden.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der vom Bundesrat verfügten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. Eine Rücksendung der Bücher findet nicht statt.

Politik.

Kolonialpolitik. Mein politisches Vermächtnis. Von Dr. W. H. Solf. (Verlag Reimar Hobbing, Berlin SW. 61. 2.40 Mark.) Außerordentlich zeitgemäß erscheint das kolonial-politische Vermächtnis Dr. Solfs, der in der Zeit des Krieges und der Revolution selbst an der Spitze des Kolonialamts gestanden und zu den ältesten und erfahrensten deutschen Kolonialbeamten gehört. Mit der ihm eigenen vornehmen Sachlichkeit vertritt Exzellenz Solf Deutschlands koloniale Rechte und Ansprüche. In überzeugender Weise legt er die wirtschaftliche Notwendigkeit deutschen Kolonialbesitzes dar, in seinen Betrachtungen über die Triebfedern der Weltpolitik wohl scheidend zwischen egoistischer Eroberungspolitik und einer Politik der ganzen Menschheit dienender kultureller Förderung der mit Angehörigen der niederen Rassen bewohnten Erdgebiete.

Ursachen des Zusammenbruchs. Von Walter Lambach. (Deutschnationale Verlagsanstalt A.-G., Hamburg.) Der Verfasser dieses beachtenswerten kleinen Buchs hatte als Soldat auf verantwortungsvollem Posten in einem der bedeutungsvollsten Generalkommandos jahrelang in Dinge Einblick, die selbst den meisten Eingeweihten verschlossen geblieben sind. Im Rahmen einer Darstellung des Verlaufes der deutschen Seelenkrise bringt er eine Menge scharfer Einzelbeobachtungen, die in ihrer Gesamtheit ein Bild der Ursachen unseres jähen Zusammenbruchs geben. Was er bietet, ist der Niederschlag eines bei tiefer Liebe für unser deutsches Volkstum nüchternen Beobachters, der mit tiefster Seele an den Geschehnissen hinter den Kulissen Anteil nahm und der bereits zu einer Zeit, in der wir alle ahnungslos lebten, die Ereignisse heraufziehen sah, die im Oktober und November v. J. niederschmetternd über das überraschte deutsche Volk hereinbrachen.

Länder- und Völkerkunde.

Ein Jahrzehnt in Samoa. (1906—1916.) Von Frieda Zieschank. (Verlag E. Haberland, Leipzig-R. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.) Das ganze Buch durchweht eine heiße Liebe zu dem „köstlichen Kleinod, der Perle der Südsee“. Mit Künstleraugen ist die paradiesische Schönheit Samoas geschaut, und plastisch tritt sie in diesen Schilderungen vor des Lesers Auge. Und Land und Leute — weiße, braune, schwarze und gelbe — sind so lebendig geschildert, daß wir unter ihnen zu leben vermeinen. Dabei ist Frieda Zieschanks Buch nicht allein Unterhaltungsbuch, sondern ein ernst belehrendes. Es unterrichtet in knappen Zügen über die Geschichte der Inseln, über ihre Bodenbeschaffenheit, ihr Klima.

Kunst.

Grundlagen der Baukunst. Studien zum Beruf des Architekten, von Prof. Dr.-Ing. Fritz Schumacher, Baudirektor in Hamburg. (Verlag G. D. W. Callwey, München. Geh. 4.50 Mark.) Dieses Werk ist durchaus nicht nur für den Fachmann oder den werdenden Architekten bestimmt, sondern es wendet sich auch an alle Kunstliebenden, im besonderen an die Freunde der Baukunst, die sich mit dem grundlegenden Wesen des Architektonischen näher auseinanderzusetzen wünschen. Auch unsere älteren Gymnasiasten, die vor der Berufswahl stehen und sich über die individuellen und sachlichen Vorbedingungen eines technisch-künstlerischen Berufes unterrichten wollen, werden das Buch mit Gewinn lesen können.

Das Heilandskind nach Holzschnitten und Kupferstichen Albrecht Dürers ausgewählt und mit begleitendem Text von D. Dr. Georg Stuhlfauth, Professor an der Universität Berlin. (Stiftungsverlag in Potsdam. M. 5.95.) Wo irgend im christlichen Hause Festtag ist, Hochzeit, Konfirmation oder Weihnacht, wird man gerne zu dieser schmucken Dürerfolge vom Heilandskinde greifen.

Religiös-philosophische Schriften.

Stunden der Stille. Sonntagsgedanken. Von Dr. Alfons Heilmann. 1.—4. Tausend. (Freiburg 1919, Herdersche Verlagshandlung. Kart. M. 5.80.) Ein Sonntagsbuch für besinnliche Leute, die eine stille Stunde lang für sich sein und die Angelegenheiten der Seele überdenken wollen. Das Buch eignet sich auch für die katholische reifere Jugend.

Abende am Genfer See. Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung. Von P. Marian Morawski. Genehmigte Übertragung aus dem Polnischen von Jakob Overmans. (Freiburg 1919, Herdersche Verlagshandlung. Kart. M. 4.60.) Eine Apologie der katholisch christlichen Weltanschauung im Rahmen einer ungezwungenen Unterhaltung.

Hauswirtschaft und Garten.

Die Praktische Kaninchenküche. Sammlung von Vorschriften zur Zubereitung von Kaninchenfleisch, zusammengestellt auf Grund eines Preisausschreibens der Kriegs-Fell-Aktien-Gesellschaft, Leipzig. (Verlag Theodor Thomas, Leipzig 1919. 90 Pf.) Das kleine Kochbüchlein ist auf Grund zahlreichen, wertvollen Materials, das aus allen Teilen Deutschlands stammt und somit jeder Geschmacksrichtung hinreichend Rechnung trägt, zusammengestellt worden und enthält viele zeitgemäße und erprobte Kochrezepte.

Tittelpfropfung nebst Anhang über Pflege, Düngung und Schädlingsbekämpfung der Obstbäume, von Landwirt Bruno Tittel u. G. Kaven, Schriftleiter der Monatsschrift „Förderer im Obst- und Gartenbau". (Verlag FOG, Dresden 34. Geh. 1.80 Mark.) Die neue „Tittelpfropfung" kann als ein wesentlicher Fortschritt in der Veredelungskunst bezeichnet werden. Um die Vorteile dieser neuen Veredelungsart zu zeigen, hat der Verfasser auch die verschiedenen, bisher üblichen Arten des Veredelns in Wort und Bild behandelt. Die Ausführung der Arbeit ist so einfach, daß selbst Kriegsverletzte mit der linken Hand günstige Ergebnisse bei diesem Veredeln aufweisen können.

Unterrichts- und Erziehungsanstalten

Prospekte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig

Das Pädagogium Neuenheim-Heidelberg, mit kleinen Gymnasial- und Realklassen Sexta bis Prima hat modern bewährte Einrichtungen: Familienheim (Einzelzimmer). Bewegliche nach Begabung gestufte Klassen. Förderung körperlich Schwacher. Gartenarbeit, Sport, Wandern, Werkstätte. Aufgaben in täglichen Arbeitsstunden. Seit 24 Jahren erfolgreiche Überleitung in alle Klassen der Staatsschulen. 1914 bis 1918: 143 Einjähr., 73 Prima (7. bis 8. Klasse), 49 Abitur. Verpflegung durch eigene Garten- und Landwirtschaft gesichert.

Die Handels-Hochschule Mannheim gibt bekannt, daß ihr neues Vorlesungs-Verzeichnis für das Sommer-Semester 1919 soeben erschienen ist. Ergänzt wird der regelmäßige Vorlesungsplan durch eine Reihe neuer Vorlesungen, wie: Betriebswissenschaftliche Zeitfragen (Prof. Dr. Nicklisch), Der politische und wirtschaftliche Wiederaufbau (Dr. Blaustein), Sozialpolitische Zukunftsaufgaben (Oberbaurat Fuchs), Frauenfrage, Frauenarbeit und Frauenrecht (Frau Dr. Altmann-Gottheiner), Postverkehrswesen (Postdirektor Müller), Geschichte und Weltanschauung (Ernst Krieck), sowie Hygiene der Arbeit (Dr. Mann). — Das gesamte Vorlesungs-Verzeichnis kann von der Hochschule für 20 Pf. bezogen werden. — Die nebenamtlichen Dozenten an der Handels-Hochschule Stadtrechtsrat Dr. Anton Erdel und Rechtsanwalt Dr. Geiler erhielten den Titel Professor.

Deutsche Heimatliteratur
in Reclams Universal-Bibliothek

Bei Bestellung von gehefteten Ausgaben genügt Angabe der Nummer, bei gebundenen Ausgaben ist der Verfasser, Titel und Preis anzugeben.

Arthur Achleitner, Geschichten aus den Bergen. Nr. 2625, 2769, 3323. Grundpreis geh. je 25 Pf.
„Achleitner ist ein vorzüglicher Kenner des bayrischen Gebirgsvolkes. Mit großer Wahrheit und Treue, in plastischer Anschaulichkeit hat der Dichter diese derben und doch gemütstiefen Gestalten eines unverfälschten Naturvolkes zur Darstellung gebracht." (Roseggers Heimgarten.)

Emmy von Dincklage, Der Heideschäfer. — Angela Wilms und der Prinz von Oranien. Zwei Novellen. Nr. 5617. Grundpreis geh. 25 Pf.
„Emmy von Dincklage hat als Heimatdichterin einen guten Ruf. Manche ihrer prächtigen Novellen gehören mit zu dem Besten, was die Heimatdichtung je hervorgebracht hat." (Westfäl. Merkur.)

Ottomar Enking, Heine Stölting und andere Erzählungen. Nr. 5401. Grundpreis geh. 25 Pf., Pappband 50 Pf.
„Eine seltene Dichtergabe! Jede der acht Erzählungen ist ein Meisterwerk für sich, aus dem ein wahrer Künstler und ein großer, edler Geist spricht." (Ostdeutsche Rundschau.)

Heinrich Hansjakob, Der Theodor. Ein Lebensbild aus dem Schwarzwald. Nr. 4997. Grundpr. geh. 25 Pf., in Bibliothekbd. 60 Pf., Ppbd. 50 Pf.
„Eine der unterhaltsamsten Geschichten des originellen Schwarzwälder Dichters, nicht nur wegen der prächtigen Charakteristik ihres Helden, sondern auch wegen der bei Hansjakob sehr beliebten und für den Leser immer sehr reizvollen mannigfachen Abschweifungen.

J. P. Hebel, Allemannische Gedichte. Nr. 24. Grundpreis geh. 25 Pf., in Bibliothekband 60 Pf.

Karl v. Holtei, Schlesische Gedichte. In schlesischer Mundart. Nr. 5367—70. Grundpreis geh. Mk. 1.—, in Bibliothekband Mk. 1.50.
Der schlesische Dialekt ist durch Gerhart Hauptmann neuerdings wieder bekannter geworden. Hoffentlich greifen darum jetzt wieder recht viele zu des alten schlesischen „Vagabunden" Gedichten, in denen sich der ganze gemütvolle, naiv-derbe Charakter dieses deutschen Stammes offenbart.

Franz v. Kobell, Gedichte in oberbayrischer Mundart. Nr. 5511/12. Grundpreis geh. 50 Pf., in Bibliothekband 90 Pf.
— Gedichte in pfälzischer Mundart. Nr. 5606. Grundpreis geh. 25 Pf., in Bibliothekband 60 Pf.
„Urwüchsig, frisch, voll gesunden Humors und dann wieder echter Gefühlsinnigkeit." (Hamburger Korrespondent.)

Wilhelm Schindler, Dorfleute. Geschichten aus der sächsisch-böhmischen Schweiz. Nr. 3615. Grundpreis geh. 25 Pf.
„Sehr lobenswerte Dorfgeschichten. Der Verfasser kennt den Boden, auf dem seine Geschichten spielen, sehr genau und wirkt in der Hauptsache mit den Mitteln eines gesunden Naturalismus." (Kunstwart.)

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheuere Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100 % berechnet.

Versandvorschriften
für Ausweisscheine zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern.

Die Ausweisscheine können als **Drucksache** (50 g 5 Pf. Porto) versandt werden, dürfen aber außer der genauen Adresse des Absenders **keinerlei schriftliche Bemerkungen, auch keine Unterstreichungen** enthalten. Der Portoersparnis halber empfiehlt es sich, stets eine größere Anzahl Scheine zusammen einzusenden. **Beigefügte Beträge in Briefmarken sind an den letzten Ausweisschein leicht anzuheften.**

Zur Bestellung ist ausschließlich die jedem zehnten Heft des Universums beigefügte Postkarte zu benutzen. Wenn die Ausweisscheine mit der Bestellung zusammen im Brief gesandt werden, ist auf richtige Frankierung zu achten (bis 20 g 15 Pf., über 20 g 25 Pf.!)

Bei Geldsendungen durch Postanweisung (bis 5 M. 15 Pf. Porto) **oder Postscheck** (Postscheckkonto Leipzig Nr. 295; Gebühr bis 25 Mk. 5 Pf.) **können Bestellungen auf dem Abschnitt vermerkt werden.**

← Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 32
vom 8. Mai 1919 gültig bis 8. November 1919 zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Alle regelmäßigen Bezieher von Reclams Universum, die den vollen Vierteljahrspreis von 6.50 Mk. zahlen, erhalten **für je zehn fortlaufend numerierte,** mit genauer Adresse versehene **Ausweisscheine eine Nummer von Reclams Universal-Bibliothek umsonst,** wenn die Bestellung auf der jedem zehnten Heft der Zeitschrift beigelegten Bestellkarte erfolgt. Die Auswahl kann der Besteller nach Belieben aus den Verzeichnissen der Universal-Bibliothek treffen. Die gesammelten Ausweisscheine sind **direkt an den Verlag** unter Beachtung der obenstehenden Versandvorschriften zu senden; für Büchersendungen im Werte bis 60 Pf. sind $7^1/_2$ Pf., für Sendungen über 60 Pf. bis 3 M. sind 15 Pf. für **Porto und Verpackungsspesen beizufügen.**

Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Hier ausschneiden!

Zur Beachtung!

Da es unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen unvermeidlich ist, daß ständig eine Anzahl Bände der Universal-Bibliothek auf Lager fehlen, empfiehlt es sich, bei Bestellung stets einige Nummern als Ersatz für etwa fehlende anzugeben. Andernfalls muß der Verlag es sich vorbehalten, geeignete Werke nach seiner Wahl als Ersatz zu liefern, damit Porto, Zeit und Arbeit für nochmalige Rückfragen beiden Teilen erspart werden.

Durch unvorschriftsmäßige Versendung der Ausweisscheine entstehen für den Verlag Unannehmlichkeiten, insbesondere werden die Sendungen mit hohem Strafporto belegt; die umstehenden Anweisungen sind daher genau zu beachten.

Nach Belieben der Besteller können auch umfangreichere Bände sowie gebundene Ausgaben der Universal-Bibliothek oder andere Bücher des Reclamschen Verlages gegen die entsprechende Anzahl von Ausweisscheinen bzw. gegen Nachzahlung des Fehlbetrages bezogen werden; je zehn Ausweisscheine werden dann zum Wert von 50 Pf. angerechnet.

Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 32

vom 8. Mai 1919, gültig bis 8. November 1919.

Unterschrift und genaue Adresse des Absenders:

....

....

....

Für zehn fortlaufend numerierte Scheine eine Einzelnummer der Universal-Bibliothek umsonst

Hier ausschneiden!

Theodor Storm in Reclams Universal-Bibliothek

Immensee und andere Sommergeschichten. Nr. 6007. Grdpr. Bibliothekbd. 60 Pf., Ppbd. 50 Pf.
Schon diese frühen Prosadichtungen können eine Vorstellung von der künstlerischen Persönlichkeit des Dichters vermitteln, denn in ihnen liegen die Keime, die sich später entfalten, und die Grundstimmung Stormscher Poesie ist schon hier angeschlagen.

Aquis submersus. Nr. 6014. Grundpreis Bibliothekbd. 60 Pf., Ppbd. 50 Pf.
Neben der tragischen Grundstimmung dieser historischen Novelle, die uns nach Storms Absicht in einer herben Nachdenklichkeit über die Dinge des Lebens zurückläßt, wirkt am tiefsten die starke Leidenschaft, von der das ganze Werk durchpulst ist; hier erkennen wir den großen Lyriker.

Der Schimmelreiter. Nr. 6015/16. Grundpreis Bibliothekband 90 Pf., Pappband 75 Pf.
„Der Schimmelreiter" ist die Dichtung des uralten Kampfes des Friesenvolkes mit dem Meere. Hauke Haien aber ist die bedeutendste Gestalt, die Storm geschaffen hat. Ein kraftvoller Willensmensch, stolz und stark, mit scharfem, klarem Verstand. Einmal jedoch gelingt es ihm nicht, seinen Willen dem Widerstand der anderen gegenüber durchzusetzen; er unterläßt eine wichtige Deicharbeit, und diese Unterlassung ist seine Schuld, die nun auf ihm lastet, bis er in den Wogen der Sturmflut untergeht.

Pole Poppenspäler. Nr. 6013. Grundpreis Bibliothekband 60 Pf., Pappband 50 Pf.
Das Problem der Liebe zweier Menschen, die verschiedenen gesellschaftlichen Schichten angehören, liegt dieser Dichtung zugrunde. Stormsche Eigenart erkennen wir ganz besonders in der Darstellung der feinen Regungen der Kinderliebe.

Viola tricolor. — Ein stiller Musikant. Nr. 6021. Grundpreis Bibliothekband 60 Pf.
Die Novelle „Viola tricolor" (Stiefmütterchen) behandelt das Problem der zweiten Ehe. Tiefem eigenen Erleben nachgeschaffen, ist sie in dem wundervoll knappen Aufbau ganz ein Werk des reifen Meisters. — Die andere Novelle ist in ihrem Stoff gleichfalls dem engeren Lebenskreise des Dichters entnommen. Der Musikmeister Valentin ist ein musikalischer Mensch, dem innere Hemmungen die Ausübung seiner Kunst unmöglich machen. Er überwindet diesen schmerzlichen Zwiespalt seines Wesens durch stille Ergebung in sein Geschick und durch seine Gabe, das rein zu genießen, was ihm noch an Glück geblieben ist.

Beim Vetter Christian. — Die Söhne des Senators. Nr. 6022. Grundpreis Bibliothekband 60 Pf.
Heitere behagliche Geschichten aus der nordischen Kleinstadt des 18. Jahrhunderts, die ganz erfüllt sind von der besonderen Atmosphäre der damaligen in sich befriedigten Gesellschaft.

Eekenhof. — Zur Chronik von Grieshuus. Nr. 6023/24. Grundpreis Bibliothekband 90 Pf.
In wundervoll abgetönter Sprache erzählt „Eekenhof" von dem Vater, der seinen Sohn haßt und verfolgt, bei dem Versuch, ihn zu töten, aber innerlich zusammenbricht. Die „Chronik von Grieshuus" berichtet von einem aussterbenden Adelsgeschlecht, in dem der Jähzorn sich forterbt. In volkssagenhafter Weise gibt Storm die Geschichte des Junkers Hinrich, der in gerechtem Zorn seinen Bruder erschlägt und später unerkannt als Wildmeister auf das heimische Besitztum zurückkehrt, um den ihm gleichgearteten Enkel vor dem Feind in der eigenen Brust zu warnen.

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheuere Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100% berechnet.

Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: Paul Lehmann, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutsch-Oesterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I. Wollzeile 16.

Für Küche und Haus.

Gerolltes Hammel- oder Ziegenfleisch mit Kräuterfülle. Das Fleisch wird gut geklopft und mit gewiegten Frühlingskräutern, gehackter Zwiebel, Schnittlauch, einigen getrockneten und gewiegten Pilzen, die man mit einer dicken Mehlschwitze zu einer streichbaren Masse verkochte, fingerdick bestrichen, mit Salz und Pfeffer bestreut und eng zusammengewickelt. Die mit Zahnstochern zusammengehaltene Rolle wird in gebräuntem Fett auf allen Seiten recht braun angebraten. Dann gießt man eine Tasse voll Würfelbrühe zu und dünstet das Fleisch gar. Die letzte halbe Stunde schiebt man es in den Bratofen und läßt es schöne Farbe nehmen. Dazu schmecken in Salzwasser gekochte, breite Hausmachernudeln sehr gut.

M. Ku

Gekochter Kuchen. Ein gekochter Kuchen, der wie ein gebackener schmeckt, aber auch als Pudding gereicht werden kann, besteht aus $^1/_2$ Pfund Mehl, $^1/_4$ Liter Milch oder Kaffee oder Bier, 75 g Zucker und 1 Ei nebst 1 Backpulver, dem man gut 1 Teelöffel voll Natron beigeben kann. Der Kuchen muß $3^1/_2$ Stunden lang in der gefetteten geschlossenen Puddingform kochen. Einige Sultaninen oder etwas gehackte Zitronenschale verfeinern den Kuchen sehr. Reicht man ihn als Pudding, so gibt man eine Vanille- oder Obstsaftsoße dazu.











Die große Liebe

Roman von Artur Brausewetter

Preis geh. M. 5.—, geb. M. 6.50

Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig

„Brausewetter erzielt in ausgezeichnet straffem Aufbau seiner Handlung eine stetige Steigerung mit geradezu dramatischer Wucht und Folgerichtigkeit. Das große Problem ist die Frage: Kann ein Mensch, der nach dem bürgerlichen Gesetze ein Verbrecher ist, doch im Grunde seines Charakters edel und selbstlos und aufopferungsfähig sein, und wie gelangt er aus der Unruhe des nagenden Gewissens zu einer Sühne vor sich selbst, vor der Welt, vor dem Sittengesetz, vor Gott? ... So gipfelt die tiefbohrende Dichtung Brausewetters in dem hehren Gedanken: An sich ist nichts gut oder böse, nur das Denken oder Wollen macht es dazu; wie das scheinbar Gute eine Lüge, ein Verbrechen sein kann, so auch wiederum das scheinbar Verbrecherische eine Wohltat ...“ (Alfred Biese in der „Deutschen Zeitung“, Berlin.)

„... Ein geistig bedeutsames Buch, das in jeder Beziehung modern ist ... Für Brausewetter ist das rein Stoffliche immer nur Mittel zum Zweck. Auf das Seelenleben kommt es ihm an. Seine Bücher gelten nicht nur dem Unterhaltungsbedürfnis. Sie geben zu denken.“ (Danziger Zeitung.)

„... Das ganze Buch atmet menschliche Größe. Es ist ein ausgereiftes, bis in jede Einzelheit durchgedachtes Werk, das wie eine Tragödie wirkt.“ (Velhagen & Klasings Monatshefte.)

Gute moderne Romane

in geschmackvoller Geschenkausstattung

Walther Schulte vom Brühl

Der Weltbürger

Ein Kriegsroman

Geheftet M. 4.—, geschmackvoll gebunden M. 5.50

Dieses Werk des bekannten Verfassers knüpft an die großen Begebenheiten des Weltkrieges an und stellt der Idee des Weltbürgertums ein gesundes Festhalten am Deutschtum gegenüber. Seiner dramatisch bewegten Handlung fügt sich harmonisch eine Liebesgeschichte ein.

M. Roda Roda

Drei aus einem Nest

Geheftet M. 4.—, geschmackvoll gebunden M. 5.50

Drei Schwestern schildert Roda Roda, die nach des Vaters Tode von ihrer Großmutter erzogen werden, weil sie in dem Schauspielerinnenheim ihrer Mutter gefährdet erscheinen. Mit feiner Darstellungskunst und psychologischer Vertiefung wird die Entwicklung dieser Mädchenseelen, der Konflikt zwischen Blut und Erziehung geschildert.

Hermine Villinger

Ein Lebensbuch

Geheftet M. 4.—, geschmackvoll gebunden M. 5.50

„Eine köstliche Klarheit und milde Güte strahlt aus diesem Buch voll bunter wechselvoller Erlebnisse. Fein und still lächelt in einzelnen köstlichen Gestalten der Humor hindurch, ernst und wuchtig widerhallt es stellenweise vom Gang vaterländischer Geschicke. Dieses reiche Buch wird überall Freude wecken...“ (Rheinisch-Westfäl. Ztg.)

Luise Westkirch

Das Licht im Sumpf

Geheftet M. 5.—, geschmackvoll gebunden Mk. 6.50

„Wer das Werk aus der Hand legt, wird unter dem Banne eines bedeutenden Kunstwerkes stehen. In sicheren Linien zeichnet Luise Westkirch Menschen von hartem Fleisch und heißem Blut; Bilder wie auf kraftvollen Holzschnitten entstehen, Jähzorn und stummer Haß glühen auf, und doch, über allem liegt der Niederschlag weiser und gütiger Gedanken über Gott und Menschen, Schicksal und Menschenlos ... Das Buch sollte einen großen und erfolgreichen Weg machen.“ (Hildesheim. Volksztg.)

Balduin Groller

Der Leibeigene

Geheftet M. 5.—, geschmackvoll gebunden Mk. 6.50

Der beliebte Wiener Schriftsteller hat in diesem kurz vor seinem Tode in „Reclams Universum“ veröffentlichten Roman ein Werk geschaffen, das den Leser in größter Spannung hält. Sein Held, der sich mit freiem Willen in eine seltsame „Leibeigenschaft“ begibt, erinnert mit seiner vielseitigen Begabung und unbeirrbaren Sicherheit den verwickeltsten Situationen gegenüber an die wohlbekannte Gestalt des Dagobert in Grollers vielgelesenen Detektivgeschichten.

Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem

Trix

16. Aufl. Geh. M. 7.—, geschmackvoll geb. M. 10.—

„Es sind in den letzten Jahren nicht allzu viele Werke der erzählenden Literatur erschienen, die sich an herzerfreuendem Humor und köstlicher Heiterkeit mit diesem Roman der beliebten Erzählerin messen können. Sehr viel echte und schöne Stimmung, meisterliche Charakteristik von Personen und Situationen, eine oft wirklich unwiderstehliche Komik.“ (Hamburger Nachrichten.)

Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig · Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Lehmann in Leipzig.
Anzeigen-Annahme für Deutsch-Österreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I, Wollzeile 16.